Hattingen, den 22. August 1907. 14. Jahrgang. — Nr. 34.

Der Bote aus dem Ruhrtal.



Billigstes Wochenblatt für Stadt und Land.

Erscheint am Donnerstag einer jeden Woche mit der Gratis-Beilage „Familienfreund".

Druck und Verlag von C. Hundt sel. Wwe. in Hattingen. Für die Redaktion verantwortlich: C. Zänker in Hattingen.

Bezugspreis: monatlich 15 Pfg. (frei ins Haus gebracht), durch die Post bezogen 45 Pfg. vierteljährlich (ohne Bestellgeld).

Anzeigengebühr: 12½ Pfg. die 1spaltige Zeile oder deren Raum, außerhalb des Leserkreises 15 Pfg. — Reklamen 50 Pfg.

Nach Maßgabe der betr. Versicherungs-Bedingungen sind die Abonnenten des „Der Bote aus dem Ruhrtal" bei der Nürnb. Lebensversich.-Bank in Nürnberg gegen Unfälle mit Todesfolge mit Mark 200.—, Bergleute unter Tage mit Mark 100.— versichert. Jeder Unfall muß innerhalb 3 Tagen direkt bei der Nürnberger Lebensversicherungs-Bank in Nürnberg angezeigt werden, jeder Todesfall aber sofort, spätestens innerhalb 48 Stunden. Bei Nichtbeachtung der Versicherungs-Bedingungen kann Unkenntnis derselben nicht als Entschuldigung dienen! Die Versicherungs-Bedingngen werden von Zeit zu Zeit veröffentlicht und stehen den Abonnenten jederzeit kostenlos zur Verfügung.

Wie sieht's aus in der Welt?

So bedeutsam die Tatsache ist, daß König Eduard nach langer Pause seinen kaiserlichen Neffen in freundschaftlichster Weise im eigenen Heim besucht hat, so ist man doch angesichts der ganzen Weltlage sich allenthalben darüber im klaren, daß ein tiefgreifender Wechsel in der Politik der beiden Staaten vor der Hand nicht zu erwarten ist. Aber auch schon das offenkundige Bestreben, die älteren Mißverständnisse zwischen England und Deutschland zu beseitigen und neue Reibungen zu vermeiden, zeitigt erfreuliche Wirkungen. Das zeigt sich bereits gegenwärtig in den südwestafrikanischen Angelegenheiten. Die Behörden der Kapkolonie hatten sich vor kurzem bereit finden lassen, den Rebellenführer Morenga von der Nähe der Grenze der deutschen Kolonie, wo er eine stete Gefahr für letztere darstellte, zu entfernen. Morenga hatte aber in Vorahnung einer solchen Maßnahme bereits heimlich seinen Wohnsitz verlassen und wieder seine alten Schlupfwinkel im deutschen Gebiet aufgesucht. Bestände noch die stille Feindseligkeit zwischen beiden Staaten, so würde dieser Schritt wahrscheinlich einen neuen langwierigen Krieg bedeuten. Jetzt liegen aber die Dinge anders. Ohne Rückhalt in der Kapkolonie und angewiesen, sich gegen die deutschen Truppen unter der Führung des landeskundigen und von seinen Soldaten vergötterten Oberstleutnants von Estorff, wie gegen die treffliche Kappolizei zu wehren, dürfte Morenga sehr bald seinem längst verdienten Geschick verfallen.

Nach den neueren Nachrichten aus Marokko gewinnt es den Anschein, als ob zu der Zerstörung Casablancas weniger das Verhalten der Marokkaner, als der Uebereifer des französischen Kommandanten Anlaß geboten hätten. Die französische Regierung hat indessen erfreulicherweise ihre Ruhe bewahrt und macht keinerlei Miene, die in Algeciras eingegangenen Verpflichtungen zu verletzen. Da auch dank den Anstrengungen des Sultans in den anderen marokkanischen Städten die Ruhe nicht ernstlich gestört worden ist, kann man sich noch immer der Erwartung hingeben, daß die ganze Angelegenheit ohne tiefgehende politische Folgen bleiben wird. Für eine Politik, wie sie die französische Kolonialpartei von jeher gewünscht hat und natürlich auch jetzt empfiehlt, nämlich Marokko kurzer Hand einzusacken, ist gegenwärtig die Lage noch weit weniger günstig als vor zwei Jahren. Der französische Oberbefehlshaber Drude ersucht allerdings fortgesetzt um Verstärkungen.

Das erste Ergebnis der zwischen Rußland und Japan seit dem Friedensschlusse schwebenden Verhandlungen ist jetzt bekanntgegeben worden. Rußland hat danach, ebenso wie vor ihm bereits England und Frankreich, sich Japan gegenüber verpflichtet, die Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit der heutigen Grenzen Chinas anzuerkennen und dritten Mächten gegenüber zu vertreten. Es ist zu erwarten, daß auch die übrigen zwischen Rußland und Japan noch schwebenden Schwierigkeiten betreffs verschiedener ostasiatischer Angelegenheiten in Bälde ihre friedliche Erledigung finden werden. Beunruhigung erregt dagegen noch immer das Verhältnis der Vereinigten Staaten zu Japan! Immer wieder tauchen Meldungen von neuen Zwistigkeiten zwischen beiden Reichen auf, und es fehlt dabei nicht an Versuchen, die deutsche Politik für diese Schwierigkeiten verantwortlich zu machen. Es bedarf indessen für keinen vernünftigen Menschen der Versicherung, daß alle solche Ausstreuungen das Erzeugnis böswilliger Erfinder sind. Die deutsche politische wie geschäftliche Welt wünscht aufrichtig die Erhaltung freundlicher Beziehungen zwischen beiden Reichen in ihrem wie im eigenen Interesse.

Ueber die Dynamit-Explosion

in Dömitz a. d. Elbe erzählt Postvorsteher Zeller: „Es kam so plötzlich, daß mir buchstäblich die Sprache versagte. Die Häuser bebten, die Schornsteine schwankten. Kein Mensch dachte an eine Dynamit-Explosion, sondern an ein Erdbeben. Erst später wurde uns klar, was vorgefallen, daß die Dynamitfabrik explodiert war. Ich erlangte meine Sprache erst nach Minuten wieder. Indessen war alles ins Freie auf die Wiesen gestürzt." Die Fabrik bildet ein trostloses Trümmerfeld. Ueber die Sicherheitsmaßregeln bei der Fabrikation und Lagerung von Sprengstoffen wird von maßgebender amtlicher Stelle folgende Auskunft erteilt: Seit der Roburit-Explosion bei Annen ist von den zuständigen Behörden eine Zentralstelle zur Ueberwachung der Anlage und des Betriebes von Sprengstoff-Fabriken in Preußen geschaffen worden. Diese Zentralstelle arbeitet mit den einzelnen Bezirksinspektionen Hand in Hand, damit diese einmal die bestehenden Vorschriften nicht zu scharf handhaben, und dadurch der Industrie nicht unnötige Beschwerden gemacht werden, und damit sie andererseits nicht zu nachsichtig sind. An den Vorschriften und Verordnungen ist nichts geändert worden, da sie sich vollständig bewährt haben. Die Fabrik in Dömitz ist ganz nach dem preußischen Muster errichtet worden, auch die Sicherheitsmaßregeln sind dieselben. Es herrscht die weitgehendste Dezentralisation, jede Arbeitsstätte ist von den übrigen durch Schutzwälle geschieden, und an keiner arbeiten mehr als höchstens drei Mann. Bei einer etwaigen Explosion werden also nur diese gefährdet. Wenn jetzt eine größere Anzahl getötet oder verletzt worden ist, kann dies nur dadurch geschehen sein, daß die anderen Arbeiter nach der Explosion herbeieilten und dann bei einer Nachexplosion zu Schaden kamen. Ganz zu verhüten sind solche Explosionen nicht, trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Verordnungen, da die Arbeiter mit der Zeit gleichgültig gegen die Gefahr werden und bewußt und unbewußt die Vorschriften übertreten und mit der Gefahr spielen.

Der Tod des größten Geheimpolizisten.

Auf der Ueberfahrt nach Deutschland, an Bord der „Bremen", hat der Tod einen der kühnsten, scharfsinnigsten und berühmtesten Feinde der Verbrecherwelt ereilt: Robert Allan Pinkerton, der Chef des berühmten, größten amerikanischen Detektivunternehmens, ist gestorben. In ihm ist ein Mann dahingegangen, dessen ganzes Leben nur einem einzigen großen Ziele galt: dem Kampf mit den Gesetzesbrechern. Schon vom Vater her zu diesem ruhelosen Krieg erzogen, hat Robert Pinkerton sich zu einer beherrschenden Stellung im Kriminalistenwesen emporgearbeitet, die ihresgleichen sucht. Ein Heer von mehr als 2000 streng erzogener Detektivs, ein Korrespondentennetz, das sich über den ganzen Erdball erstreckt, waren das vielgestaltete Organ, mit dem er seinen Feldzug führte, und er, der Privatmann, bedeutete, wenn auch nicht offiziell, so doch in Wirklichkeit, den Mittelpunkt der amerikanischen Kriminalistik. Als sein Vater, ein armer Schotte, der Sohn eines Glasgower Polizeibeamten, als Böttcher auszog, im neuen Weltteil seinen Lebensunterhalt zu suchen, mochte er nicht ahnen, daß er nicht durch die Geschicklichkeit seiner Hand, sondern durch seinen Scharfsinn und sein Detektivtalent zu Ehren und Vermögen kommen würde. Aber bald regte sich sein Spürsinn; die Verbrechen und Räubereien in dem kleinen Städtchen des Westens, das er zur neuen Heimat sich erkoren, ließen ihn nicht ruhen, er begann zu forschen, zu beobachten, zu verfolgen, und bald gelang es dem Böttcher auch, eine Schar der gefährlichen Verbrecher zu entdecken. Nun hatte er seinen Beruf erkannt, keine Ehrungen seiner dankbaren Mitbürger, die ihn sogar zum Cheriff ernannten, vermochten ihn zu halten, er eilte nach Chikago und bald war das Unternehmen gegründet, das sein Sohn zur größten privaten Detektivorganisation ausbauen sollte. Und der Stolz auf seinen Beruf war auch dem Sohne eigen. „Detektivs werden, wie Künstler und Dichter, geboren, nicht gemacht. Man kann sie nicht aus Polizisten machen, wenn auch im Polizeistand manche Talente gefunden werden," hat er einmal gesagt. Gewiß war die mangelhafte Organisation der amerikanischen Polizei,

Der Doppelgänger.

Roman von H. Hill.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

18. Kapitel.

Erst am folgenden Morgen verließ die „Albion" den Hafen. Trotz der frühen Stunde waren Wolfgang und Hertha an Deck gekommen, um noch einen letzten Blick auf den Ort zu werfen, an dem sie fürs Leben vereint worden waren.

Weiter und immer weiter entfernte sich die Küste, bis sie nur noch wie ein schmaler Nebelstreifen am Horizonte sichtbar war. Rings um das Schiff wogte das etwas unruhige Meer; bei jedem stärkeren Wogenanprall lief es wie ein leises Zittern über den schlanken Körper der Jacht.

Kapitän Crawford, der bis dahin auf der Kommandobrücke gestanden hatte, übergab den Befehl dem ersten Steuermann und kam herunter, um das junge Paar zu begrüßen.

Die drei standen eine Weile plaudernd beisammen, als Crawford plötzlich ausrief:

„Da fällt mir eben ein, daß ich ganz vergessen habe, Ihnen eine bemerkenswerte Einrichtung unseres Schiffes zu zeigen. Wir haben einen Apparat für drahtlose Telegraphie an Bord, der uns instand setzt, in jedem Augenblick mit der englischen Marcon Station in Poldhu Depeschen zu wechseln. Die Einrichtung ist sehr interessant; wenn Sie sie besichtigen wollen, werde ich mir ein Vergnügen daraus machen, sie Ihnen zu erklären."

Die kleine Kabine, in der die teuren und empfindlichen Apparate aufbewahrt wurden, lag im Hinterschiff, an demselben schmalen Gang, der auch zum Speisezimmer und zu den Salons führte. Hertha und Wolfgang ließen sich von dem Kapitän alles erklären und kehrten sodann auf den Wunsch der jungen Frau wieder auf das Deck zurück.

Die Fahrt durch den Kanal gestaltete sich fast noch schöner, als die auf offenem Meer. Es war ein wunderbar klarer und frischer Tag. Wolkenlos wölbte sich der Himmel über der Wasserfläche, die auf der einen Seite von der englischen Küste wie von einem Saum eingefaßt wurde, auf der anderen Seite aber unbegrenzt schien. Zuweilen begegnete man einem anderen Dampfschiff, mit dem Grüße ausgetauscht wurden.

Hertha fühlte sich vollkommen glücklich. Sie glaubte die Amerikaner getäuscht zu haben und ihren Gatten vor den dreien sicher. Der Gedanke, daß die Verfolger jetzt vielleicht auf dem Wege nach Gibraltar waren, bereitete ihr eine gewisse Schadenfreude, die den Umständen nach wohl verzeihlich war. Der trübe Ernst, der vor ihrer Verehelichung zu Herthas geheimem Kummer auf Wolfgang gelegen hatte, schien dem Glücke des Honigmonds nicht stand gehalten zu haben. Das Glück leuchtete dem jungen Gatten förmlich aus den Augen; und nur, wenn er sich unbeobachtet wußte, legte es sich zuweilen wie ein Ausdruck banger Sorge auf seine Züge. Doch diese Anwandlungen gingen stets sehr schnell vorüber, und Hertha hatte sich nicht über einen Mangel von Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit von seiner Seite zu beklagen.

Sie wäre wohl weniger ruhig gewesen, hätte Wolters ihr von seiner Begegnung mit dem Manne erzählt, den er für Burkhardt gehalten hatte. Aber der junge Mann hatte es ihr verschwiegen und ihr nur von seiner Verfolgung durch den Amerikaner berichtet. Hertha hatte dem keine große Bedeutung beigemessen; sie wußte natürlich nicht, welchen Zweck der Amerikaner hatte, als er Wolters nachging, aber sie zerbrach sich nicht lange den Kopf darüber. Jedenfalls hatte er nichts erreicht und nicht erfahren, wohin die Jacht in Wahrheit fuhr.

Tante Anna war inzwischen ebenfalls aufgestanden, und man nahm gemeinsam das erste Frühstück ein. Als der aufwartende Steward einen Augenblick den Raum verlassen hatte, wandte sich die Matrone an Hertha:

„Ist Dir das Benehmen dieses jungen Menschen nicht schon aufgefallen, Liebste? — Ich meine den Steward — Walters oder Wolters heißt er, glaube ich. Es war mir schon, als die Nonne hier auf dem Schiffe war, als ob er überall herumschnüffelte. Jetzt treffe ich ihn schon zu wiederholten Malen in Selbstgesprächen, und außerdem betrachtet er Wolfgang mit sonderbaren Blicken."

Hertha errötete ein wenig und vermied es, ihren Gatten anzusehen.

„Du täuschest Dich da doch wohl, Tantchen! Der junge Mann wurde mir warm empfohlen und hat mir bis jetzt einen sehr guten Eindruck gemacht. Natürlich werde ich nun ein wenig auf ihn achten."

Tante Anna machte ein sorgenvolles Gesicht.

„Wenn er Dir empfohlen worden ist — aber ich dachte wirklich schon, es wäre ein Abgesandter des Irrenhausleiters, und er hätte in Burkhardt Herrn von Randow erkannt."

Sie bereute das Wort, da sie es kaum ausgesprochen hatte. Denn Wolters kam in diesem Augenblick mit einem Tablett herein und hatte den ganzen Satz gehört.

Es war geradezu augenfällig, wie es auf ihn wirkte, und machte auch Hertha stutzen. Er war bleich geworden, die Gläser zitterten in seinen Händen, und er warf einen Blick au Burkhardt, der unverhohlenes Entsetzen ausdrückte.

„Was haben Sie denn Wolters?" wandte sich Hertha in härterem Ton an den jungen Menschen, als es sonst ihre Gewohnheit war. „Sie werden alles fallen lassen."

Der Steward murmelte ein paar unverständliche Worte, die wohl eine Entschuldigung ausdrücken sollten, und setzte das Geschirr nieder. Ehe er aber von neuem hinausging, blickte er Burkhardt noch einmal wie in banger Frage ins Gesicht. Draußen blieb er stehen und preßte beide Hände auf die Brust, wie wenn ihn da etwas schmerze.

„Wenn er es wäre — wenn er es wäre! — Ah, er müßte sich vor mir in acht nehmen. — Aber es kann ja gar nicht sein!"

Wie in tiefe Gedanken versunken, blieb er noch eine Weile stehen. Dann aber raffte er sich energisch zusammen.

„Nein — es kann nicht sein, weil es nicht sein darf," murmelte er vor sich hin. „Ich muß mich verhört haben."

Drinnen hatte eine etwas unbehagliche Stimmung Platz gegriffen, und jeder war froh, als man sich von der Tafel erheben konnte. Das seltsame Gebaren des jungen Menschen beschäftigte Herthas Gedanken auf das Lebhafteste. Sie fand keine andere Erklärung dafür, als daß sich Wolters davor entsetzt hatte, daß ihr Gatte von einem Irrenhausleiter verfolgt wurde.

Aber auch diese Auslegung wollte ihr nicht als die richtige erscheinen. So nahm sie sich denn vor, ihn zu fragen, wenn sie einmal allein mit ihm wäre.

Die Gelegenheit hierfür sollte sich bald finden. Sie war auf das Deck hinaufgestiegen, um ein wenig frische Luft zu schöpfen, als sie Wolters an die Reeling gelehnt stehen sah. Sie ging auf ihn zu und redete den Ueberraschten, der ihr Kommen nicht bemerkt hatte, in freundlichem Tone an:

„Was hatten Sie denn nur vorhin, Hermann? — Wollen Sie es mir nicht sagen?"

Aber der junge Mensch blickte verlegen zu Boden gab und eine ausweichende Antwort. Hertha konnte trotz all

die in jedem der Staaten anderen Gesetzen unterworfen ist, ein Hauptgrund für das Emporblühen der „Pinkertons"; aber niemals hätte dies Unternehmen eines Privatmannes sich zu einer halbamtlichen Stellung, zu der wirksamsten Ergänzung des amerikanischen Kriminalwesens, zu einem Weltruf emporgerungen, wenn nicht ein Mann, von beispielloser Unerschrockenheit, seltenem Scharfsinn, und außerordentlichem Organisationstalent das Steuer geführt hätte. Heute stehen fast alle europäischen Polizeibehörden mit Pinkerton in engster Fühlung, mehr als einmal ist man genötigt gewesen, seine Hilfe in Anspruch zu nehmen, in „Scotland Yard" hängen seine Bilder, und als Pinkerton London besuchte, vereinigten sich die englischen Behörden, um dem großen Kriminalisten mit einer kostbaren Ehrengabe ihre Bewunderung auszudrücken. Die amerikanischen Polizeibehörden sind ohne Pinkerton kaum zu denken; unzählige Male haben die amerikanischen Präsidenten seine Hilfe für verantwortungsvolle Geheimmissionen in Anspruch genommen und Pinkerton war es, dessen Gaben in Loncoln, dem Präsidenten Lincoln einmal das Leben retteten und das Attentat von Baltimore vereitelten. Die Zahl der berühmten Fälle, die durch ihn „aufgerollt" wurden, ist endlos, und ihre Aufzählung würde Bücher füllen. Der berühmte Zwanzigmillionenbetrug an der englischen Bank wurde durch Pinkerton gesühnt, monatelang arbeitete er an der Spitze seiner Leute an der Klärung dieses Geheimnisses. In Kuba erschienen eines Abends in dem Hause eines amerikanischen jung verheirateten „Millionärs Mr. Warren," nach einem glänzenden Feste eine Anzahl Herren. Der Hausherr Mr. Warren ist entrüstet. Aber ruhig meint der Führer: „Justin Bidwell, ich verhafte Sie auf Grund dieses Erlaubnisscheines des Generalgouverneurs von Kuba." Es waren die Mannen Pinkertons. Im fernen Westindien, in einer luxuriösen Villa hatten sie den Mann aufgespürt, durch dessen Schliche in London Millionen erschwindelt worden waren. Berühmt auch der Fall des kostbaren Gainsborough, die Herzogin von Devonshire. Das Gemälde wurde aus London auf geheimnisvolle Weise geraubt. Alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Man wendet sich an Pinkerton. Dem Amerikaner gelingt es nach langer stiller Arbeit die Beziehungen eines amerikanischen Bankräubers Adam Worth mit dem Bilddiebstahl festzustellen. Zwar gelingt es, einige Spießgesellen vom Bankraub in Boston festzunehmen, aber Worth bleibt verschwunden. Schließlich fanden sich leichte Spuren. Eine Jagd beginnt: von Amerika nach Europa, zurück nach Liverpool, wo Worth einen neuen Betrug um 400 000 Mark inszeniert, dann zurück nach dem Kontinent bis Kleinasien. Erst nach jahrelanger Arbeit gelingt es, das entwendete Bild zurückzuerobern. . . . Sein gefahrvoller Beruf brachte Pinkerton zu den abenteuerlichsten Erlebnissen. Monatelang betrieb er,als Schankwirt verkleidet, in einem Keller eine Kaschemme, um einer Einbrecherbande auf die Spur zu kommen. Oder seine Beamten treten insgeheim auf lange Zeit in den Dienst einer Eisenbahn, um geheimnisvolle Verbrechen, die sich auf der Linie ereignen, aufzudecken. Dann wieder Stücke, die eines gewissen Humors nicht entbehren. Ein großes Bankhaus bittet Pinkerton, den Transport von Papieren im Werte von mehreren Millionen zu übernehmen. Die Verbrecher erhalten Wind, der Zug wird überfallen, Koffer und Kassenschränke werden erbrochen. Pinkerton aber befindet sich im selben Zuge, sorglich verkleidet, und eingenäht in seiner Wäsche die Millionen, die so gerettet werden. . . Aber das Wirken der „Pinkertons", wie man diese Beamten in Amerika kurzweg nennt, beschränkt sich nicht auf die Verfolgung der Verbrecher, auch im Sicherheitsdienste haben sie sich eine bedeutsame Stellung errungen, beschützen Bankhäuser und Juwelenläden und springen dort ein, wo die Polizei sich als unzureichend erweist. Bei dem großen Eisenbahnstreik 1894 waren es „Pinkertons", welche die von den Ausständigen bedrohten Züge verteidigten, und als bei dem großen Streik auf dem Carnegie-Stahlwerke die Arbeiter mit Revolvern und gar zwei Geschützen die Fabrik besetzt hielten, waren es wiederum „Pinkertons", die an Stelle der Polizei die Ordnung wieder herstellten.

Ein Gaunerstreich.

In Petersburg hatte sich vor einigen Jahren ein junger gewandter Franzose, der sich Chevalier de F. nannte, eingefunden. Sein angenehmes Aeußere, verbunden mit gesellschaftlichen Talenten als Musiker, Tänzer und Schauspieler, verschaffte ihm bald Eintritt in vielen großen Häusern, ja sogar das Vertrauen und die Freundschaft hoher Personen. Es verschwanden aber nach und nach in den Salons, in denen er verkehrte, allerhand kostbare Gegenstände, Silbergerät und Juwelen, und als man ihn eines Tages ertappte, wie er eben im Begriff war, von einem Spieltische eine fremde Börse in seinen Taschen verschwinden zu lassen, wurde er aus dem Hause gewiesen. Sich noch schlimmerer Dinge bewußt und sicher, daß man der Polizei Anzeige machen würde, eilte der sogenannte Herr v. F., Petersburg und (womöglich) Rußland zu verlassen. Im Innern kam er glücklich ohne Paß weiter, wohl aber war ein solcher unerläßlich, um die Grenze des Reiches zu passieren. „Diese Vorschrift ist so streng, mein Herr," sagte ihm der Gastwirt in der Grenzstadt A., bei dem er eingekehrt war, „daß unser Gouverneur alles wieder über die Grenze zurückschickt, was dieselbe unberufen und ohne Legitimation passiert hat."

„Das ist vortrefflich," dachte der Chevalier de F., und sogleich nahm er seine Maßregeln. Er begab sich zum Gouverneur, stellte sich demselben als ein Herr Baron von St.-A. aus Paris vor, dem es während seines Aufenthaltes in Ostpreußen schnell in den Sinn gekommen sei, einen ihm befreundeten polnischen Grafen, der ein Schloß jenseits der russischen Grenze bewohne, zu besuchen. Bei dieser Gelegenheit sei der Wunsch in ihm rege geworden, einen kleinen Abstecher nach Petersburg zu machen, um daselbst noch etwas von den Wintervergnügungen zu genießen, hier aber mache man ihm die Weiterreise streitig. Er aber sei von der Bildung und von dem richtigen Takt des Gouverneurs überzeugt, daß man ihn wegen der Vernachlässigung einer bloßen Förmlichkeit nicht um das Vergnügen einer Reise nach Petersburg bringen werde.

„Mein Herr," antwortete streng der Gouverneur, „hier handelt es sich weder um feine Bildung noch um den richtigen Takt, wohl aber um strenge Beobachtung meiner Vorschriften; Sie sind ohne Paß und ohne Erlaubnis über die Grenze gegangen; ganz in dieser Weise sollen Sie, dafür stehe ich Ihnen, dieselbe zurückpassieren. Holen Sie sich erst in Paris die vorschriftsmäßige Legitimation, dann kehren Sie zurück und nun" — hier klingelte der General, und vornehm lächelnd, sagte er zu dem eintretenden Ordonnanzoffizier: „Diesen Herrn wird man sogleich in eine Kibitke setzen und über die Grenze bringen."

Vergnügt setzte sich unser Gauner in die Kibitke.

Zwei Tage später traf bei dem Gouverneur eine amtliche Mitteilung des Polizeimeisters von Petersburg ein, die wörtlich lautete: „Ein junger Franzose, der, wie es sich nun erwiesen hat, fälschlich als Edelmann auftritt und sich in Petersburg Chevalier de F., in Riga aber Baron v. St.-A. nannte, doch ursprünglich Kellner in Baden, dann Schauspieler in Straßburg gewesen ist, hat hier zahllose Diebstähle und Betrügereien begangen und ist sodann gegen die Grenze hin entflohen. Alle Gouvernements- und Grenzbehörden werden aufgefordert, auf diesen gefährlichen Menschen, dessen Signalement beifolgt, ein wachsames Auge zu haben und ihn beim Erscheinen an der Grenze sogleich zu verhaften und unverzögert unter sicherer Begleitung hierher zu senden."

Nachdem der General diesen Brief gelesen hatte, rief er, mit dem rechten Fuße auf die Erde stampfend, sehr verdrießlich aus: „Zum Henker, das ist ja der Kerl, den ich selbst habe über die Grenze fahren lassen!"

Stellen Sie mich Ihrer Frau vor!

Der im Jahre 1846 verstorbene schwedische General Graf B. erzählte aus seinem Militärleben gerne folgendes Erlebnis. Im Jahre 1807 stand er als Leutnant in einem Regiment in Gothenburg, dessen Oberst ein stolzer, unfreundlicher Mann war und sein größtes Vergnügen darin suchte, die jüngeren Offiziere zu plagen. Namentlich auf den jungen Grafen schien er es abgesehen zu haben.

„Anfangs ertrug ich," so erzählte Graf B., „mit Gleichmut die Launen meines Obersten, nach und nach erfüllte sich aber mein Herz mit Haß gegen ihn, und ich gelobte mir eines Tages, als ich wieder einmal im Arreste saß, daß ich mich rächen wolle.

Da verheiratete sich der Oberst, der Witwer war, zum zweiten Male mit einer Baronesse v. L. Die Offiziere versammelten sich und machten der Gemahlin ihres Chefs ihre Aufwartung. Der Oberst stellte alle Offiziere seiner Gemahlin vor, als aber an mich die Reihe kam, machte er uns eine Abschiedsverbeugung, und wir waren entlassen.

Diese Beleidigung brachte mein Blut dermaßen in Wallung, daß ich, zu Hause angekommen, meine Pistole lud, mit dem festen Vorsatz, den Obersten niederzuschießen. Von der Ausführung dieses Vorsatzes kam ich, etwas ruhiger geworden, selbstverständlich wieder ab und es fiel mir ein besseres Mittel ein. Ich ging nämlich noch denselben Abend abermals in das Haus des Obersten, ließ mich bei ihm anmelden, und als er mich auf seine gewohnte barsche Manier fragte, was ich wollte, antwortete ich: „Herr Oberst, ich bitte Sie, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen!"

„Das werde ich bleiben lassen!" antwortete er.

Ich empfahl mich mit einer tiefen Verbeugung und schickte einen Freund in die Wohnung meines Kommandeurs, der ihn auf Säbel fordern mußte. Der Oberst nahm die Forderung an, wir schlugen uns am folgenden Tage, und ich versetzte meinem Todfeinde einen tüchtigen Hieb über die Schulter.

Nach einigen Wochen war die Wunde geheilt, des Königs Geburtstag wurde gefeiert, bei dem Präsidenten war großer Ball, zu dem alle Offiziere geladen waren. Ich trat etwas später ein, als meine Kameraden, und fand den Oberst am Spieltische im Nebenzimmer. Höflich näherte ich mich ihm und bat: „Herr Oberst, darf ich bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen?"

„Nein!" antwortete er zornig.

Am folgenden Tage traf ich mit dem Oberst an derselben Stelle zusammen, wo wir das erste Duell ausgefochten hatten, und wiederum erhielt mein Kommandeur eine tüchtige Wunde am Arm. Es dauerte diesmal mit der Wiederherstellung des Obersten länger als das erste Mal; kaum war er jedoch genesen, als ich auf einem Pferderennen die Frau Oberst erblickte. Ich suchte und fand ihren Gemahl, und er erblaßte, als er mich kommen sah; ich sprach aber wieder mit der liebenswürdigsten Höflichkeit: „Darf ich Sie, Herr Oberst, bitten, mich Ihrer Frau Gemahlin vorzustellen?"

„Nein!" antwortete der Oberst.

Am folgenden Tage begegneten wir uns auf dem bewußten Platze, und wieder besiegte ich meinen Gegner, indem ich ihm eine Quart übers Gesicht gab.

Noch ehe der Oberst geheilt war, wurde ich zu einem Regiment an der norwegischen Grenze versetzt, und ich kam meinem Gegner aus den Augen. Im Jahre 1813 marschierten wir nach Deutschland, und erst in der Schlacht bei Leipzig sollte ich ihn, der inzwischen General geworden war, wiedersehen. Wir rückten im Sturmschritt gegen eine feindliche Batterie, da sah ich ihn vor seinem Regiment herreiten; ich eilte ihm zur Seite, und im furchtbaren Kartätschenfeuer erstiegen wir zuerst die Batterie. In

---

ihrer Bemühungen nichts aus ihm herausbekommen, und sie fühlte ein leises Mißtrauen gegen ihn, als sie schließlich den Versuch aufgab.

Sollte auch er nicht ganz so zuverlässig sein, wie sie geglaubt hatte? Sie mißtraute ihrer Zofe Marie schon lange, und sie ging bereits mit dem Gedanken um, das Mädchen zu entlassen. Wie sie jetzt allein auf und nieder ging, kamen ihr zum ersten mal am heutigen Tage allerlei Zweifel und Befürchtungen. Sie hatte zwar Marie das Telegramm nicht anvertraut. Wie aber, wenn sie ihr Gespräch belauscht hatte, in dem sie von der veränderten Fahrtrichtung sprachen, und dann an Land gegangen war, um mit den Amerikanern zusammenzutreffen und ihnen alles mitzuteilen? Dann wäre die Täuschung mißlungen und die drei konnten sie auch weiterhin quälen und verfolgen. Sie vermochte sich noch nicht so recht an den Gedanken einer solchen Treulosigkeit von seiten eines Mädchens, das jahrelang in ihrem Dienste stand, zu gewöhnen. So beschloß sie denn, es auf einen Versuch ankommen zu lassen und trotz allem ruhig nach Exmouth zu fahren.

Trafen sie dort von neuem mit den Amerikanern zusammen, so konnte allerdings kaum noch ein Zweifel über die Schuld der Marie bestehen. Sie wollte den jetzigen Steward damit beauftragen, die Zofe in Exmouth zu überwachen; so glaubte sie am besten prüfen zu können, ob auch er mit dem Mädchen gemeinschaftliche Sache machte.

Sie sah Wolfgang herauskommen und eilte ihm entgegen. Sie bangte etwas davor, daß er nun wahrscheinlich ebenfalls über das Benehmen des Stewards reden würde. Das Ehepaar holte sich ein paar Klappstühle und setzte sich hinter den Radkasten, wo sie vor Zugluft verhältnismäßig am besten gesichert waren.

Wie sie es vermutet hatte, begann Wolfgang von dem Steward zu sprechen.

„Ich weiß nicht, was der Mensch hatte.

Sein Benehmen mußte ja jedem auffallen. — Aber sage doch einmal, von wem ist Dir denn dieser Wolters — so heißt er ja wohl — empfohlen worden?"

Hertha errötete und sah ihn mit einer Verlegenheit, die sie allerliebst kleidete, ins Gesicht.

„Ach, Du weißt es ja schon, wenn Du so fragst. Ich habe ihn mir von Bernardi schicken lassen. Hast Du ihn vielleicht wiedererkannt — aber nein, das ist ja unmöglich; nur der wirkliche Burkhardt hat ihn ja gesehen. Jetzt verwechsle ich Dich schon selbst mit Deinem Befreier. Aber Du bist mir doch nicht böse deshalb, Liebster? Wolters ist ein tüchtiger junger Mensch, der unser Vertrauen wohl verdient."

Die Zweifel in die Redlichkeit des jetzigen Stewards, die sie vorhin erfüllt hatten, erschienen ihr selbst als so wenig begründet, daß sie mit ihren Worten ihrer wirklichen Ueberzeugung Ausdruck verliehen hatte. Wolfgang blickte eine Weile schweigend auf die Wasserfläche hinaus, ehe er antwortete:

„Wie könnte ich Dir wohl böse sein! — Was Du für meine Sicherheit tust, tust Du ja am Ende auch für Deine Ruhe. Und es liegt mir nichts mehr am Herzen, als daß Du endlich einmal vollkommen von der ständigen Besorgnis vor diesen Amerikanern befreit wirst. — Aber wenn es so ist, wirst Du mir wohl auch das Benehmen des Stewards erklären können?"

„Leider nicht. Ich kann mir selbst nicht erklären, was der junge Mensch heute bei Tische hatte. Er suchte sich soeben, als ich ihn deswegen befragte, mit einem Unwohlsein zu entschuldigen, das ihn plötzlich befallen hätte. Aber ich glaube nicht so recht daran. — Nun sage mir aber auch, wie Du darauf gekommen bist, Bernardi könne mir jemanden geschickt haben?"

Jetzt mußte Wolfgang entweder die ganze Wahrheit gestehen oder eine Geschichte erfinden, um Hertha zu täuschen. Und ob er auch vor sich selber errötete er — fand nicht den Mut, ihr alles zu sagen, und entschied sich daher für das letztere.

„Auf großen Umwegen! — Zunächst hat mir der Besuch dieser angeblichen Nonne zu denken gegeben. Du warst ganz fest entschlossen, nach dem Mittelmeer zu fahren. Als Dir nun Tante Anna erzählte, sie habe der Nonne gesagt, daß wir nach Gibraltar fahren, ändertest Du ganz plötzlich Deinen Entschluß und erklärtest, daß wir in den englischen Gewässern blieben. Das wäre mir vielleicht nicht weiter aufgefallen, wenn ich Dich nicht vorher hätte mit diesem Wolter flüstern sehen. Ich suchte mir nun das zu erklären und kam zu der Ueberzeugung, die Nonne sei die Amerikanerin gewesen und Wolters ein Abgesandter des Detektivs, der sie erkannt hatte und Dir seine Wahrnehmung mitteilte."

Hertha blickte ihn bewundernd an.

„Ja, es war recht töricht von mir, daß ich glaubte, Dich täuschen zu können," sagte sie aufrichtig, so daß Wolfgang das Blut der Beschämung in das Gesicht stieg. „Es ist ganz so, wie Du es vermutest. Und nicht wahr, es war doch ganz gut, daß Wolters an Bord war, als die Nonne kam? Ich wäre sonst natürlich nicht auf die Vermutung gekommen, daß unter der Maske der barmherzigen Schwester die Amerikanerin stecken könne. Wir hätten dann die drei in Gibraltar von neuem auf dem Halse gehabt."

„Wer ist denn dieser Wolters eigentlich? Kanntest Du ihn schon früher?"

„Ja. Er war bei Bernardi angestellt, als ich dort drei Monate lang am Fenster saß, um jemanden zu finden, der mir zu Deiner Befreiung dienen könne. Herr Bernardi stellte ihn mir besonders zur Verfügung, so lernte ich ihn denn kennen. Er ist ein aufgeweckter Bursche, und ich habe mich immer ganz gut mit ihm unterhalten, bis — bis ich Burkhardt fand, den wirklichen Burkhardt."

Sie seufzte und ihr Gesicht wurde ernst. Wolfgang fragte sie nach der Ursache.

„Ach, Liebster, Du wirst mich töricht schelten, aber ich mußte wieder an diesen Burkhardt denken. Es ist mir noch ganz unfaßbar, daß dieser Mann, der sich wie ein vollendeter Kavalier gegen mich benahm und mir den allerbesten Eindruck machte, ein so schlechter Mensch sein soll. Er schien ein ehrenhafter Mensch zu sein, und nun haben wir durch das Mädchen, das Dich in Schlachtensee mit ihm verwechselte, erfahren, was für ein herzloser Schurke er ist. Es tut mir weh, daß ich mich gerade in ihm so getäuscht habe."

Es drängte Wolfgang dazu, sich zu verteidigen — gegen eine Anklage zu verteidigen, die ja nicht ihm, sondern seinem Doppelgänger galt. Er hatte die Gewißheit, daß Randow das Mädchen betrogen hatte, und daß auch die Verfolgung der Amerikaner dem Freiherrn galt. Aber er glaubte nicht daran, daß er auch Hertha diese Ueberzeugung beibringen könnte. Er würde sie verlieren wenn sie die Wahrheit erfuhr — und wenn das auch ganz unvermeidlich war, so lange wie möglich, wenigstens wollte er es hinausschieben. Nur einen Monat, eine Woche wollte er das Glück genießen, der Gatte dieses herrlichen Wesens zu sein — mochte dann das Schicksal über ihn verhängen, was es wollte, er würde es geduldig hinnehmen.

Er blickte in das schöne Gesicht seiner Frau, in ihre strahlenden Augen, deren Blick dem seinen mit dem Ausdruck hingebender Liebe begegnete. Und er neigte sich ein wenig herab, um sie zu küssen.

einem und demselben Augenblick pflanzten wir die Fahnen unserer Regimenter auf, unsere tapferen Leute folgten uns und eroberten die Geschütze. Da blickt mich der General mit einem freundlichen Lächeln an, bietet mir die Hand und sagt: „Nun, will ich Sie meiner Frau vorstellen!“

Das Ende eines Abenteurers.

Der Gouverneur des Staates Missouri hat dieser Tage Gnade für Recht ergehen lassen und den zum Tode verurteilten „Verbrecher in Glaceehandschuhen“, Seymour Barton, zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt. Barton ist ein Hochstapler allerersten Ranges, der in ganz Amerika unter dem Namen Lord Barrington bekannt ist. Barrington trat stets mit den feinsten Manieren auf und verstand es, schnell das Vertrauen seiner Opfer zu erringen. Seine Verbrecherlaufbahn begann bereits in jugendlichem Alter. Als er kaum 7 Jahre alt war, wurde er wegen fahrlässiger Brandstiftung zu 5 Jahren Gefängnis verurteilt. Es gelang ihm aber, zu entweichen, und man hörte nichts mehr von ihm, bis er mit 18 Jahren einem alten Herrn 100 000 Dollar stahl. Für dieses Verbrechen sollte er eine 10jährige Gefängnisstrafe verbüßen. Infolge seiner außergewöhnlich guten Führung wurde er aber, nachdem er kaum die Hälfte verbüßt hatte, begnadigt. Hierauf begab er sich auf Reisen, legte sich den Namen Lord Barrington zu und plünderte die Dummen gründlich aus, die vor jedem Titel auf den Boden kriechen. Er besuchte Frankreich, Deutschland, Spanien und Indien und stahl, was er irgendwie erreichen konnte, und wo sich ihm Gelegenheit dazu bot. Diese Taten trugen ihm in den erwähnten Staaten längere Freiheitsstrafen ein, die er aber größtenteils nicht verbüßte. Seine Schandtaten führte der Pseudo-Lord mit einer solchen Geschicklichkeit aus, daß oft die geschidtesten Detektivs seine Spuren nicht finden konnten. Seine eheliche Laufbahn war nicht weniger abwechselungsreich und abenteuerlich, wie seine kriminalistische. Im Jahre 1889 heiratete er eine junge Dame aus New-York, mit der er sich nach England begab. Nachdem er ihr ihren ganzen Besitz abgenommen hatte, ließ er sie sitzen und begab sich wiederum auf die Brautschau. Im Jahre 1902 heiratete er eine junge Kanadierin, die er drei Tage nach der Hochzeit verließ, sobald ihm die reiche Mitgift ausgezahlt worden war. Diese Heiraten führte er unter dem Namen Barton aus. Als er aber im Jahre 1903 sich zum Lord „befördert“ hatte, bewarb er sich um die Tochter eines reichen Fabrikanten in Saint-Louis. Bald nach der Hochzeit erfuhr seine Frau jedoch, daß ihr Mann kein Lord sei, und reichte daraufhin Scheidungsklage ein. Die Scheidung wurde ausgesprochen und Barton bekam 6 Monate Gelegenheit, sich auf neue Streiche zu besinnen. Diese Gelegenheit hat der geriebene Gauner gründlich benutzt; denn unmittelbar nach seiner Freilassung heiratete er noch mehrere Male mit derselben Absicht und demselben Erfolg. Seine „glänzende“ Karriere wurde nun aber durch das Todesurteil jäh abgebrochen, das der Gouverneur, wie eingangs erwähnt, in lebenslängliches Zuchthaus umgewandelt hat, wahrscheinlich unter dem Einfluß von Bartons bestechender Persönlichkeit. Die Anklage lautete auf „Mord eines seiner Wohltäter, in der Absicht, diesen zu berauben und seine Frau zu heiraten“.

Ein heiteres Stückchen.

Ein amüsantes Geschichtchen erzählte mir ein Reisender, der mit dem Zuge von Interlaken nach Bern fuhr. Auf dem Bahnhof Interlaken suchte ein Herr vergebens nach einem Platz in der zweiten Klasse. „Es ist noch Platz vorne!“ ruft ihm der Kondukteur zu. Der Herr will sich aber nicht so weit bemühen und steigt in ein Coupee erster Klasse ein. Da tritt ihm ein Reisender in den Weg: „Es sind noch Plätze in der zweiten Klasse frei, Sie haben es eben gehört.“ „Was geht Sie das an? Lassen Sie mich durch!“ „Nein, Sie kommen nicht durch!“ „Das werden wir schon sehen! Wissen Sie, mit wem Sie es zu tun haben? Ich bin Souschef des Bahnhofs X.“ „Und ich bin Z., Generaldirektor der Bundesbahnen!“ Damit war das Gespräch zu Ende, denn der Souschef war plötzlich verschwunden. . . .

Allerlei.

Selbstmord am Sarge der Mutter. Ein Selbstmord unter tragischen Umständen ereignete sich in Danzig. Dort schoß sich in der Leichenhalle des Diakonissenmutterhauses während der Trauerfeier für seine verstorbene Mutter der 34jährige unverheiratete Glaser Hermann Sieg eine Revolverkugel in den Kopf, sodaß auf der Stelle der Tod eintrat. Während das Begräbnis seinen Fortgang nahm, wurde die Leiche aus der Halle entfernt. Der Lebensmüde hatte mit seiner Mutter 15 Jahre zusammen gewirtschaftet und glaubte, ihren Tod nicht überleben zu können. Einige Tage zuvor hatte er seine letztwilligen Anordnungen dahin getroffen, daß er seinen gesamten Nachlaß seiner Schwester vermachte.

Eine Postkarte 19 Jahre unterwegs. Aus Leipzig wird geschrieben: Am 30. Dezember 1888 wurde von Buttstädt eine Postkarte abgesandt unter der Adresse: „Löbl. Expedition der Geflügel-Börse sub U Nr. 10041, Leipzig, Augustusplatz 2 b.“ In Leipzig ist die Karte mit dem Vermerke eines Briefträgers unbestellbar gewesen. Von Leipzig ist sie merkwürdigerweise, wie der Postitempel ausweist, nach St. Gallen (Schweiz) gewandert und hat dort bis zum 2. August 1907 gelagert, denn ein Leipziger Postitempel zeigt ihre Wiederankunft in Leipzig unter diesem Datum an. Die inzwischen postbehördlich ermittelte Geschäftsstelle der Geflügelbörse: Salomonstraße 16, verweigerte die Annahme der 19 Jahre alten Karte wegen Portobelastung. Nachdem hiervon Entlastung erfolgte unter Leipzig 13, den 14. August 1907, ist die Karte aum 18 August 1907 in Buttstädt bei den Hinterbliebenen des inzwischen verstorbenen Absenders zurückgekommen.

Alpenjäger als Retter in der ot. Wie aus Tarvis gemeldet wird, hatte der Kadett Alois Windrisch aus Triest am Sonntag von Raibl aus eine Bergtour in das Triglavgebiet unternommen. Er verirrte sich beim Abstieg und fiel etwa 20 Meter tief auf einen Felsvorsprung in einer steilen Wand, auf dem er wie durch ein Wunder liegen blieb. Auf seine Hilferufe eilten Touristen herbei, die aber nicht zu dem Verunglückten gelangen konnten. Einer von ihnen eilte ins Tal, während die anderen in der Nähe des Hilflosen verblieben und ihm in seiner verzweiflungsvollen Lage Trost zusprachen. Noch in der Nacht unternahm eine Kolonne der in Raibl stationierten österreichischen Alpenjäger den Aufstieg zur Unfallstelle und begann das Rettungswerk. Nach einigen vergeblichen Versuchen brach ein heftiges Gewitter aus, das die Arbeit in den Felsschroffen lebensgefährlich machte. Nichtsdestoweniger setzten die braven Alpini ihre Rettungsversuche unermüdlich fort. Schließlich gelang es einigen Soldaten, sich am Seil zu dem Verunglückten herunterzulassen. Aber die Bergung des Abgestürzten gestaltete sich überaus schwierig, da er mit seinen arg verstauchten Füßen und jämmerlich zerschundenen Händen und Gesichtswunden beinahe bewußtlos war. Mit eigener Lebensgefahr zogen ihn die Soldaten empor. Auch der Transport zu Tal war nur unter vielen Gefahren und mit unsäglicher Mühe möglich. Diese erstklassige Leistung gibt ein beredtes Zeugnis von der vorzüglichen Ausbildung der österreichischen Alpenjäger.

Eine ganze Familie als Opfer des Spiritismus. Wie aus Kecskemet in Ungarn gemeldet wird, bildet dort eine Spiritistengeschichte mit tragischem Ausgange das Tagesgespräch. Ein höherer Staatsbeamter, seine Frau, ihr Sohn und ihre Swiegertochter gerieten in den Bann des Spiritismus, die sie seelisch und körperlich vollständig zerrüttete. Das Ehepaar hatte vor einiger Zeit seine abgöttisch geliebte Tochter verloren. Der Vater, ein pensionierter höherer Staatsbeamter, konnte den Schmerz nicht verwinden und versank in Lethargie. Da kam die Schwiegertochter ins Haus, eine etwas hysterisch veranlagte junge Frau, die sich mit Vorliebe mit okkulten Wissenschaften beschäftigte. Durch sie machte man die Bekanntschaft eines Spiritisten und Hypnotiseurs. Das Medium war die junge Frau, durch welche der Geist der verstorbenen Tochter zitiert wurde. Je länger sich die Familie mit dem Spiritismus beschäftigte, desto größer wurde ihre Nervosität. Als ihre Verwandten hinter dies Treiben kamen und demselben Einhalt tun wollten, war es bereits zu spät. Vater und Mutter, sowie die Schwiegertochter mußten nach Budapest in eine Heilanstalt gebracht werden, und auch der Zustand des Sohnes ist besorgniserregend.

Twee Kollegen.

Son jungen frischen Här Kaplon
Kam neulich hier mol dörch dä Stroten
Un sog do ok en Melkbur stoh'n
Met sine Teiten un dä Moten.
Dä Junge trock dat Käppken schön
Un fröndlich sag hä: „Godden morgen!“
Ok dä Kaplon, wie't sick gehört,
Dog ebenso den Gruß besorgen.
As hä den Rüggen kaum gewandt
Un wor dem Jungen ut't Gehege,
Do hor hä, dat dä Melkbur sag:
„Dä Här do eß van mi Kollege!“
Wie düsse Sake wor gemeint,
Da mogg ganz secker int'resseren;
Drüm dreih'n dä Här sik üm un freig:
„Was mußte ich soeben hören?
Du Schlingel nennst Kollege mich,
Wie soll ich dieses doch verstehen?
Hast Du das spöttisch, bös gemeint,
Hätt' wahrlich mich an Dir versehen.“
„Och nee“, sag do dä Junge trü
Und grinsen schelmisch vuller Freide;
„Näm't mi nich öwel, leiwe Här,
Doch eß dat so — wi döpt jo beide!“

Großer Dorfbrand in Württemberg.

In Darmsheim, Oberamt Böblingen, ist Dienstag nachmittag ein großer Brand ausgebrochen, der schon gegen 30 Häuser eingeäschert hat, darunter das Pfarrhaus. Das Feuer wütet fort. Es herrscht großer Wassermangel, wodurch die Rettungsarbeiten ungemein erschwert sind. Gegen abend ist ein Teil der Stuttgarter Berufsfeuerwehr nach Darmsheim ausgerückt.

In einer von Dienstag abend datierten Meldung heißt es: Der Brand in Darmsheim hat infolge des stürmischen Windes so rasch um sich gegriffen, daß nach den neuesten Meldungen 68 Gebäude niedergebrannt sind, u. a. die Wirtshäuser „Zum Adler“ und „Zum Lamm“, ferner das Haus des Bürgermeisters und das Pfarrhaus. Die Kirche, deren Turm bereits brannte, das Rathaus und das Schulhaus konnten gerettet werden. 58 Familien sind obdachlos.

In Wilhelmsdorf

feierte kürzlich die erste deutsche Arbeiterkolonie, ihr 25jähriges Jubiläum.

Sie hat in diesen 25 Jahren mit ihren 33 deutschen Töchtern 178 477 armen Arbeitslosen von der Landstraße Arbeit, Obdach, Kleidung und Nahrung gewähren können, bis dieselben imstande waren, außerhalb einer Kolonie wieder ihr Brot zu verdienen.

Eine noch viel größere Zahl ist vor der Schmach des Bettelns behütet worden, indem ihnen die Entschuldigung dazu abgeschnitten wurde. Die Zahl der zu Gefängnis und Korrektionshaus Verurteilten ist darum seit dem Jahre 1882 um weit mehr als die Hälfte gesunken, und auch der Kampf gegen den Alkohol ist sehr viel sieghafter geworden. Viele Tausend arme Trinker verdanken den Kolonien ihre Rettung.

Wenn Wilhelmsdorf den Ruhm hat, die älteste und bei weitem größte aller Kolonien zu sein, so darf es auch den weiteren Ruhm nicht verschweigen, daß es bei weitem die ärmste unter allen ist.

Leider hat die Kolonie eine schwere Schuldenlast zu tragen, die darauf zurückzuführen ist, daß sie auf so armem Heideboden errichtet ist, der bei Sommer und Winter jedermann Arbeit aber wenig Ertrag bietet, sowie auch darauf, daß in Wilhelmsdorf niemand abgewiesen wird, der arbeiten will, welcher Konfession er auch angehöre. Alle Freunde der Heimatlosen seien hierauf aufmerksam gemacht.

„Denke nicht mehr an ihn, mein Lieb! — Und auch an das andere wollen wir nicht mehr denken — es soll unser Glück wahrlich nicht trüben! Die Amerikaner sind wohl schon auf dem Wege nach Gibraltar, und wir haben nichts mehr von ihnen zu fürchten. Denn einmal werden sie doch ihres Irrtums gewahr werden und davon ablassen, mich zu verfolgen.“

Sie sagte ihm nicht, daß ihr Zweifel gekommen waren, ob die Täuschung der Amerikaner ganz geglückt sei — Zweifel, die ein Mißtrauen gegen ihre Zofe ausgelöst hatte. Dies Mißtrauen war in ihr nach den Ereignissen in Schlachtensee entstanden. Die Edelsteine, die aus dem Kollier wirklich gefehlt hatten, hatten sich alle wiedergefunden, Hertha hatte zuerst angenommen, daß sie sich während der Reise aus dem Schmuckstück losgelöst hatten. Der Juwelier, zu dem sie dann gegangen war, hatte jedoch den Kopf geschüttelt und gemeint, sie müßten ausgebrochen worden sein.

Hatte Marie das getan, um sie auf diese Weise längere Zeit aus dem Speisezimmer entfernen zu können? Und wie war der Amerikaner überhaupt in den Garten gekommen? Zu beiden Seiten lagen Villengärten, deren Besitzer sich Hofhunde hielten, die im Winter frei umherliefen, da ja selten um diese Jahreszeit die Besitzer hinauskamen. Auf der dritten Seite lag der See: hätte er diesen Weg genommen, so hätte Burkhardt ihn bemerken müssen, da er ja in den Garten hinausgegangen war. Die Seite nach der Straße hin aber schützte eine hohe und ganz glatte Steinmauer, auf der oben noch zu allem Ueberfluß Stacheldrähte gezogen waren. Es war sehr unwahrscheinlich, daß der Amerikaner in der Dunkelheit hinübergeklettert sein sollte.

Die beiden Türen — eine für Fußgänger und eine größere für Wagen — wurden stets verschlossen gehalten. Einen Nachschlüssel konnte sich der Eindringling nicht verschafft haben; sie wohnten ja erst knapp einen Tag dort, und der Amerikaner hatte doch jedenfalls vorher nichts von der Existenz dieser Villa gewußt. Es blieb also nur übrig, daß ihm jemand aus dem Hause das Tor geöffnet hatte und hinter ihm wieder geschlossen.

Und sie hatte Marie im Verdacht, die Helferin des Amerikaners gewesen zu sein.

Gegen Burkhardt hatte sie diese Vermutungen nicht geäußert, um ihn nicht noch mehr zu beunruhigen. Aber sie waren die eigentliche Veranlassung geworden, daß sie Bernardi von neuem um seine Hilfe anging. Sie hatte auch Wolters gesagt, daß er ein scharfes Auge auf die Zofe habe.

Erst, wenn sie sich Gewißheit verschafft hatte, wollte sie ihrem Gatten alles mitteilen. Sollte sie aber das Glück des Honigmonds mit vielleicht unbegründeten Zweifeln und Sorgen trüben?

Der Steward rief die beiden zum Diner. Sie begaben sich in die Kajüte hinunter, wo Tante Anna sie bereits erwartete.

Das Ereignis vom Morgen schien bereits vollkommen vergessen zu sein. Die Zeit verging in lebhaftem Geplauder, wie es noch stets der Fall gewesen war bei ihren gemeinschaftlichen Mahlzeiten. Nicht der leiseste Mißton störte die Harmonie zwischen ihnen; und Kapitän Crawford meinte scherzend, gegen die Matrone gewendet:

„Wahrhaftig, seit ich Herrn und Frau Burkhardt kenne, ist die Abneigung gegen die Ehe, die ich als alter Junggeselle bisher hegte, wie fortgeblasen.“

Die beiden Herren begaben sich nach dem Essen plaudernd in den Rauchsalon, während Hertha mit ihrer Tante allein zurückblieb.

Nachdenklich hatte die alte Dame ein Weilchen vor sich hingeblickt, als sie endlich sagte:

„Ich habe mich niemals mehr in einem Menschen geirrt, als bei Deinem Gatten. Wie Du ihn mir vor Monaten zum ersten Male zuführtest, erschien er mir anmaßend und überhaupt von schlechtem Charakter. Er muß damals gerade einen unglücklichen Tag gehabt haben. Denn ich habe selten einen so charaktervollen und klugen Menschen kennen gelernt, wie es Burkhardt ist. Ein Mann, der so höflich und aufmerksam gegen eine häßliche alte Frau, wie ich es bin, ist, wird der beste Ehemann.“

Hertha, ohne sich einzugestehen, daß er sich damals, als sie ihn nach Schlachtensee brachte, tatsächlich nicht wie ein Kavalier benommen hatte, stimmte ihrer Tante eifrig bei, daß Burkhardt jetzt ein prachtvoller Mensch sei. Ganz leise und verstohlen nur kam ihr das Gefühl, daß die Tante auch mit ihren anderen Worten recht hatte — daß ihr Gatte ein anderer, besserer Mensch war, als der Paul von Randow, mit dem sie sich in Ostende verlobt hatte, und den die eigene Mutter ins Irrenhaus geschickt hatte. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, daß sein Nervensystem vielleicht wirklich nicht ganz in Ordnung gewesen war, und daß Doktor Baumann ihn geheilt hätte. Aber sie grübelte nicht lange darüber nach — ihr genügte es, daß er jetzt ein Mensch war, der ihre heiße Liebe wohl verdiente.

Die frühe Dunkelheit des Wintertages war bereits eingebrochen, als die „Albion“ in die Mündung der Exe einlief. In der Ferne sah man die Lichter von Exmouth schimmern, als Kapitän Crawford befahl, den Anker hinabzulassen.

Gleich darauf lag die Jacht still und ruhig da. Hertha stand mit ihrem Gatten an der Reeling, als sich ihnen die Zofe Marie näherte.

„Verzeihen gnädige Frau, wenn ich störe,“ sagte sie in ihrem gewöhnlichen, bescheidenen Ton. „Aber ich wollte mich erkundigen, ob ich vielleicht morgen vormittag einmal an Land könnte. Ich muß mir Verschiedenes einkaufen.“

„Aber können Sie denn Englisch?“ fragte Hertha und blickte dem Mädchen scharf ins Gesicht. Und als Marie verneinte, fuhr die junge Frau fort:

„Dann lassen Sie sich nur von dem Steward Wolters begleiten, der beherrscht die englische Sprache leidlich und kann Ihnen als Dolmetsch dienen.“

Aber das Mädchen schüttelte wie in erschrockener Abwehr den Kopf.

„Gnädige Frau sind sehr freundlich, aber ich möchte doch lieber allein gehen. Ich mag mich nicht von einem jungen Mann begleiten lassen.“

Hertha zuckte die Achseln, und der Blick, den sie jetzt auf Marie warf, drückte deutlich ihre Verachtung aus.

„Wie Sie wollen! — Ich werde Ihnen Gelegenheit verschaffen, daß Sie an Land gehen können. Wenn Sie glauben, sich so zurecht zu finden, ist ein Dolmetscher ja auch nicht nötig.“

Im stillen wunderte sie sich, daß das Mädchen sich so plump verriet. Jetzt stand es in ihr fest, daß Marie den Amerikanern ihre veränderte Reiseroute gemeldet hatte und daß es in Exmouth von neuem zu einem Zusammenstoß mit den Verfolgern kommen würde. Sie beschloß, Burkhardt von all ihren Wahrnehmungen vorläufig nichts zu sagen, bis sie nicht volle Klarheit über die Treulosigkeit des Mädchens hätte.

Marie hatte sich mit ein paar gemurmelten Dankesworten entfernt und war in die Kabine gegangen, die sie mit einer Stewardeß teilte. Wie mit sich selber unzufrieden, schüttelte sie den Kopf und flüsterte dann im Selbstgespräch vor sich hin:

„Wenn Sie etwas gemerkt hätte! — Aber bah — was täte das schließlich! Mehr wie davonjagen kann sie mich nicht, und wenn ich das Geld von den Amerikanern bekommen habe, wäre ich auch von selbst gegangen.“

(Fortsetzung folgt.)

Bekanntmachung,

betreffend die

Außerkurssetzung der Eintalerstücke deutschen Gepräges.

Vom 27. Juni 1907.

Auf Grund der Artikel 8, 15 Abs. 1 Ziffer 1 des Münzgesetzes vom 9. Juli 1873 (Reichs-Gesetzbl. S. 232) hat der Bundesrat die nachfolgenden Bestimmungen getroffen.

§ 1.

Die Eintalerstücke deutschen Gepräges gelten vom 1. Oktober 1907 ab nicht mehr als gesetzliches Zahlungsmittel. Es ist von diesem Zeitpunkt ab außer den mit der Einlösung beauftragten Kassen niemand verpflichtet, diese Münzen in Zahlung zu nehmen.

§ 2.

Die Taler der im § 1 dieser Bekanntmachung bezeichneten Gattung werden bis zum 30. September 1908 bei den Reichs- und Landeskassen zu dem Wertverhältnisse von drei Mark gleich einem Taler sowohl in Zahlung als auch zur Umwechselung angenommen.

§ 3.

Die Verpflichtung zur Annahme und zum Umtausche (§ 2) findet auf durchlöcherte und anders als durch den gewöhnlichen Umlauf im Gewichte verringerte sowie auf verfälschte Münzstücke keine Anwendung.

Berlin, den 27. Juni 1907.

Der Reichskanzler.
In Vertr.: **Freiherr von Stengel.**

Bekanntmachung.

Der Verkauf der von der Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen in Hannover, Oldenburg pp. angekauften

52 Stutfohlen warmblütigen Schlages

findet am

Dienstag, den 10. September 1907, mittags 12 Uhr,

in **Hamm auf dem grossen Exerzierplatze an der Oskenallee** statt.

Die Verkaufsbedingungen mit dem Verzeichnis der eingeführten Pferde sind einige Tage vor dem Verkauf von der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer zu Münster i. W., Schorlemerstraße 6, gegen Einsendung von 10 Pfg. zu beziehen.

Die Besichtigung der Pferde ist am Montag, den 9. September 1907, nachmittags von 3 Uhr an gestattet.

Die Vorführung der einzelnen Pferde erfolgt am 10. September von 10 Uhr vormittags ab und anschließend daran um 12 Uhr der Verkauf.

Der Vorsitzende der Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen:
Freiherr von Landsberg,
Wirklicher Geheimer Rat.

Was essen wir?

Mehlspeisen, Kuchen, Puddings sind in heisser Jahreszeit beliebteste und bekömmlichste Speisen, wenn
Reeses 5 Pfg.-Backpulver
Reeses Sparpuddingpulver
Reeses Vanillinzucker verwendet werden.
Reeses Salicyl schützt eingemachte Früchte vor dem Verderben. **Reese** G. m. b. H., **Hameln.**

VII. Westfälischer Zuchtviehmarkt

für Rindvieh und Schweine

am 26. und 27. September 1907

zu **Hamm** auf dem **grossen Exerzierplatz.**

Beginn am 26. September, nachmittags 3 Uhr. Die auszustellenden Tiere sind bis zum **1. September** bei der Geschäftsstelle der Landwirtschaftskammer anzumelden, von welcher ein Katalog vom 20. September an, gegen Einsendung von 30 Pfg., bezogen werden kann.

Landwirtschaftskammer für die Provinz Westfalen
in **Münster i. W.**

Staatlich-Städtische Gewerbeschule

Essen a. d. Ruhr.

A. Maschinenbauschule,
B. Bauschule,
C. Dekorationsmalerschule und kunstgewerbl. Fachklassen.

Beginn des Wintersemesters: 10. Oktober.
Programme durch Direktor **Kilp,** II. Dellbrügge 2.

Achtung, Mütter!

Kein Kindergeschrei und Nachtstörungen mehr!

Ganz neu und äusserst praktisch!

Durch den **Kinder-Milchflaschenwärmer-Apparat** mit **Nachtlampe** (patentamtlich geschützt), wird die **Milch in der Flasche in 1 Minute gewärmt.** Stets warme Milch vorrätig, bei **Tag** oder **Nacht,** sowie **auf der Reise.** Der Apparat kann überallhin bequem mitgeführt werden. Kompletter Apparat **Mk. 3.20** bei Voreinsendung, gegen Nachnahme **Mk. 3.45.**

Friedrich Schulte, auf dem Schnee,
bei Herdecke.

Reale, Teken, Tische, Spiegel, Bogenlampen, Büsten, Dekorationsgegenstände etc.

sofort billigst abzugeben.

Gebr. Archenhold, Bochum,
Hochstr. 23.
Ausverkauf sämtlicher Manufakturwaren.

„Niegedacht"-

Waschpulver. Gebrauchsanweisung. Waschpulver.

Den Inhalt eines Päckchens Waschpulver **„Niegedacht"** löse man in 1½ Liter heißen Wassers auf, vermische diese Lösung mit 5, bei ganz schmutziger Wäsche mit 3 Eimern warmen Wassers und lege in die so entstandene **„Niegedachtlauge"** die schmutzige Wäsche am Abend vor dem Waschtage ein. Am nächsten Morgen koche man unter wiederholtem Umrühren in derselben Lauge die Wäsche 1 Stunde lang im Waschofen oder Waschkessel. Wenn man das Umrühren der Wäsche gewissenhaft und kräftig besorgt hat, so ist die Wäsche rein und bedarf nur noch einer mehrmaligen Auffpülung in reinem kalten Wasser. Kampmann's Waschpulver **„Niegedacht"** ist nicht zu verwechseln mit explosionsgefährlichen Waschpulvern oder sonstigen Mittelchen, durch deren Anwendung die Wäsche von selbst rein werden soll; derartige Mittel zerstören durch ihre ätzenden Bestandteile auf die Dauer die Gewebe der Wäsche vollständig. Waschpulver **„Niegedacht"** kostet 20 Pfg. pro Paket. Jedes Paket muß die Bezeichnung **„Niegedacht"** tragen.

Verkaufsstellen:

Reinh. Finke, Heggerstr.
H. Pokorny, Große Weilstr.
Frl. Aug. Schmidt, Große Weilstr.
Otto Wemper, Obermarkt.
Jul. Hill, Linden.
Chr. Herwig, Dahlhausen.
Fr. Obterbeck, Dahlhausen.
J. H. Stammen, Dahlhausen.

Tüchtige, selbständige

Monteure

bei hohem Lohn und dauernder Beschäftigung sofort gesucht.

Elektrizitäts-Gesellschaft Hochstrate & Böttcher Nachf. m. b. H.,
Witten-Ruhr.

Ein Lehrling

und ein

Schneidergeselle

gesucht.

Heinr. Finke,
Stiepel 37[1]/[8].

Bei der Neu-Vermessung in **Niederstüter** werden gegen hohen Lohn

2 Arbeiter

angenommen.

H. Dieckmann,
stellvertr. Gemeinde-Vorsteher.

Suche auf sofort einen tüchtigen

Schneidergesellen

gegen hohen Wochenlohn.

Kuno Henkel,
Hattingen, Bruchstraße 13.

Jüngerer, tüchtiger

Schuhmachergehülfe

gegen hohen Lohn per sofort gesucht.

Jul. Sonnenschein,
Linden (Ruhr).

Wer Stellung sucht verlange die „Deutsche Vakanzenpost" Eßlingen.

Kaffee!

Leistungsfähige Kaffee-Groß-Rösterei im Industrie-Bezirk sucht für **Hattingen** und **Umgegend**

tüchtigen Vertreter

bei hoher Provision.

Offerten unter **B. 600** an die Geschäftsstelle dss. Zeitung.

Junge Leute jeden Standes können mit leichter Mühe **8 bis 10 Mk.** täglich verdienen durch die Vertretung ein. E. H.-Krankenkasse. Ein jeder kann die Vertret. übernehm. Näh. durch d. Supdirekt. E. Prossat, Bochum, Arneustr. 17.

Suche zum 1. Oktober ein in allen häuslichen Arbeiten erfahrenes, properes

Mädchen

gegen hohen Lohn.

Frau **Wilh. Schmidt,**
Hattingen, Bahnhofstr. 2.

Ein evangelisches

Mädchen

für sämtliche Hausarbeit und Küche sofort gesucht.

Frau **Tröter,** Gastwirtschaft, Bochum, Bahnhofstr. 14.

Königlich Vereinigte Maschinenbauschulen zu Dortmund.

Am **21. Oktober 1907** beginnen die neuen Lehrkurse
Abteilung I: **Königliche Höhere Maschinenbauschule** für Maschinen- und Elektrotechniker. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 150 Mark.
Abteilung II: **Königliche Maschinenbauschule** für Maschinenbauer, Schlosser, Schmiede und ähnliche Gewerbetreibende. Zweijähriger Kursus. Jährliches Schulgeld 60 Mark.
Abteilung III: **Abend- und Sonntagsschule** mit Fachunterricht. Für die theoretische Ausbildung der Gehilfen und Lehrlinge. Unterricht an vier Abenden der Woche von 8—9¾ Uhr und am Sonntagmorgen.

Die beiden ersten Abteilungen gehören zu den technischen Schulen, deren **Reifezeugnisse** bei der Bewerbung um technische Beamtenstellen im Staatsdienst von den staatlichen Behörden als Nachweis einer ausreichenden Fachbildung angesehen werden.

Programme mit Aufnahmebedingungen und Berechtigungen der Anstalt kostenfrei durch

Die Direktion.

Früchte man ein mit

echt Dr. Oetker's Salicyl.



Rezepte gratis von

Dr. A. Oetker, Bielefeld.

Tel.-Adr. **Blumenschmidt, Erfurt** Tel.-Adr.

: : Kunst- und Handels-Gärtnerei : :

Samenhandlung

Thüringens grösste Rosen- und Obstbaumschulen
Gartengeräte ● Blumenzwiebelversand ● Gartenbauliteratur

Spezialgeschäft für Blumenbindereiarbeiten für Freud u. Leid, von einfachster, bis zu hervorragend künstlerischer Ausführung. **Geschmackvolle Zusammenstellungen aus künstl. Blumen, Blättern und Früchten, Arrangements zu Zimmerschmuck und Geschenken.**

Naturgetreu präparierte Palmen.
Ball-, Kotillon- und Scherzartikel.

Reichillustrierte Preisbücher aller Abteilungen auf Wunsch kostenlos.

Im August beste Pflanzeit für Erdbeeren.

J. G. Schmidt, Hoflieferant Erfurt x.

3 bis 5 Mark täglicher Verdienst!

Gesucht sofort

an allen Orten arbeitsame Personen zur Uebernahme einer **Strumpf- u. Trikotagenstrickerei.** Dauernde leichte Hausarbeit. Hoher ständiger Verdienst 3—5 Mk. täglich. Anlernung einfach und kostenlos. Vorkenntnisse nicht erforderlich. **Garantierte Arbeitslieferung.** Prospekte u. glänzende Zeugn. kostenlos

Neher u. Fohlen, Trikotagen u. Strumpf-Fabrik,
St. Johann-Saarbrücken A 89.

Kennen Sie Haakolin?

gegen Schuppen und Haarausfall!

Haakolin ist ein ganz hervorragend guter und wirklich sicher helfender Haarstärker.
Haakolin befreit die Kopfhaut in nur ganz kurzer Zeit sicher von Schinnen und Schuppen.
Haakolin gegen Haarausfall angewendet wirkt einfach überraschend.
Haakolin ist tausendfach erprobt und von anerkannt sicherer Wirkung bei Jucken der Kopfhaut, es ist deshalb ein Versuch mit diesem vorzüglichen Mittel nicht genug zu empfehlen.

Im Kreise Hattingen allein zu haben bei Herrn Perrückenmacher und Friseur **G. Krick,** Hattingen, Bahnhofstr. 3, gegenüber der Post.

Sensen, Sensenbäume, Stahl und Holz Sensenblätter, beste Qualität

empfiehlt

Heinrich Hildebrand,
Volmarstein.

Flechten

nässende und trockene Schuppenflechte, skroph. Ekzema, Hautausschläge,

offene Füsse

Beinschäden, Beingeschwüre, Aderbeine, böse Finger, alte Wunden sind oft sehr hartnäckig;

wer bisher vergeblich hoffte

geheilt zu werden, mache noch einen Versuch mit der bestens bewährten

Rino-Salbe

frei v. Gift u. Säure. Dose Mk. 1.—. Dankschreiben gehen täglich ein. Nur echt in Originalpackung weiss-grün-rot und mit Firma R. Schubert & Co., Weinböhla. Fälschungen weise man zurück. Zu haben in den meisten Apotheken.

Die

Preußische Central-Bodenkredit-A.-G. in Berlin

gewährt erstst.

Hypotheken

auf ländl. Besitzungen durch

G. Pausch in Hiddinghausen.

Thüringisches

Technikum Ilmenau

Maschinenbau u. Elektrotechnik. Abteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.

Lehrfabrik

Beuer

Sie Geflügel all. Art Bruteier, Brutöfen, Zuchtgeräte 2c. kaufen, bitten gratis Katalog verlangen.
Geflügelpark i. Auerbach Hess.

Orchestrions,

elekt. und mit Gewichtsaufzug, hat in großer Auswahl zu vermieten

C. Schmidt, Hagen i. W.
Telef. Nr. 205. Gegr. 1875.

Kopfkläsa

mit Brut vernichtet radikal Rademachers **Goldgeist.** Patentamtl. gesch. No. 75198. Geruch- u. farblos. Reinigt d. Kopfhaut von Schuppen, befördert den Haarwuchs, verhütet Zuzug von Parasiten. Wichtig für Schulkinder. **Flasche 50 Pfg.**

In Hattingen: **Alex Pfarre,** Drog., **O. Sless,** Zentral-Drog., **A. Schumacher Wwe.,** Drog., **Otto Wemper,** Drog.; in Dahlhausen: **O. Hahne,** Glückauf-Drog.; in Linden: **Jul. Hill,** Drog., **E. Weber,** Drog.

Tausende Raucher empfehlen



meinen garantiert ungeschwefelten, deshalb sehr bekömmlichen und gesunden **Tabak** I **Tabakspfeife umsonst** zu 9 Pfd. mein. berühmten **Förstertabak** für 4,25 franko. 9 Pfd. **Pastorentabak** u. Pfeife kosten zus. 5 Mk. frc. 9 Pfd. **Jagd-Canaster** mit Pfeife Mk. 6.50 frc. 9 Pfd. **holl. Canaster** u. Pfeife Mk. 7.50 frc. 9 Pfd. **Frankfurter Canaster** mit Pfeife kostet franko 10 Mk., gegen Nachnahme, bitte angeben, ob nebenst. Gesundheitspfeife oder eine reichgeschn. Holzpfeife oder eine lg. Pfeife erw.

E. Köller, Bruchsal (Baden).
Fabrik. Weltruf.

Herr **Kreisschulinspekt. Lichthorn** schreibt: Mit dem von Ihnen wiederholt bezogenen, staunenswert preiswerten und doch sehr angenehm und mild schmeckenden Rauchtabak bin ich so zufrieden, daß ich Ihre Firma und Ihre durchaus reelle Bedienung immer wieder weiter empfehlen werde, wieich es bereits öfters sehr gerne getan habe.

I. und II. Hypotheken

sowie

Darlehen

werden schnell u. prompt besorgt

Frau **Rich. Thielmann**
Dortmund, Münsterstr. 69

Beilage zu Nr. 34.

Die moderne „Lady Godiva".

Das arbeitssame Fabrikstädtchen Coventry in der englischen Grafschaft Warwick fühlt seit Wochen die Augen der Welt auf sich gerichtet. Von Zeit zu Zeit pflegen die wackeren Bürger von Coventry ihrer Schutzpatronien, der bekannten Lady Godiva der enlischen Sage, durch große feierliche Umzüge ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht zu bezeugen. Denn in Coventry war es, wo Lady Codiva einst öffentlich durch die Stadt ritt, nicht anders bekleidet als Eva vor dem Sündenfall. Dadurch befreite sie die Stadt von den harten Abgaben, duach die ihr böser Gemahl Leofric die Bürger von Coventry peinigte. Wie prunkvoll und farbenprächtig nun der Festzug auch sein mag, — haben sich doch die Leute von Coventry einen verttablen Elefanten gemietet, — er würde gewiß außerhalb Coventrys keine Geister revolutionieren; aber diesmal kam es in ganz England zu einem erbitterten Kampf der Meinungen. Nach langen Beratungen nämlich erblickten die Bürger von Coventry in Miß Montago aus London, genannt „La Milo", das Wesen, das einzig würdig und geeignet war, als Lady Godiva durch ihr Städtchen zu reiten. La Milo tritt an einer Londoner Spezialitätenbühne als „lebende Statue" auf und einen schlechten Geschmack haben die Coventryleute in ihrer Wahl nicht bekundet. Allein es erhoben sich Stimmen, die gegen die Kostümverachtung der Lady Godiva mit allen Waffen empörten Schamgefühls zu Felde zogen, und die in einer etwa gar zu naturgetreuen Wiederholung des historischen Umrittes eine furchtbahre Gefährdung der jahrhundertelang erprobten Sittlichkeit von Coventry erblickten. Die Erörterungen füllten die Presse, die großen Londoner Blätter widmeten diesem schwierigen Problem ganze Spalten, und mit Stolz erkannten die Leute von Coventry, daß von ihnen Wohl und Wehe der britischen Sittlichkeit abhängt. Und sie sind sich der Tragweite dieser Verantwortung auch bewußt geblieben. Die hunderttausend Schaulustigen, die auf den Lärm in den Zeitungen hin nach Coventry eilten, konnten am Dienstag Abend wieder heimkehren, ohne an ihrer Seele Schaden genommen zu haben. Als sich am Mittag die schweren Eichentore der historischen Burg knarrend in ihren Angeln drehten, begrüßen begeistert dröhnende Zurufe der unübersehbaren Menschenmenge die gar ehrsam geschmückte Gestalt der Londoner Varietekünstlerin, die auf einem milchweißen Zelter gar anmutig lächelnd daherritt. Ein Meer von langen, dichten, goldblonden Haaren fiel schwer und weit hinab über die Gestalt der Reiterin und hüllte sie sorgsam in einen undurchdringlichen Schleier von lauterem Goldschimmer. Bleiche, zarte fleischfarbene Tricots umhüllten die Glieder, die etwa noch zu sehen waren, und mit sorglicher Führsicht hatte man den Körper der Künstlerin noch mit einer dichten Woge von wehendem Chiffan bekleidet, von dem ein Lokalblatt in berechtigtem Selbstbewußtsein meldete, daß sie aufgerollt genau 100 Yards lang sei. So gab es nur einen einzigen Schrei der Begeisterung, und Lady Godiva konnte am selben Tage noch eigenhändig einem Londoner Blatt telegraphieren, daß „die freudigen Rufe ihr die Tränen in die Augen getrieben" haben, und sie äußerte sich: „Ich hatte fast Lampenfiber . . . Des Ordnen des Zuges und die sorgsame Inspektion meines Gewandes durch die Herren vom Comitee war recht ermüdend, aber bald faßte ich Mut, als ich die Herrn um mich zufrieden lächeln sah. Es war ein großer Tag für mich, der größte meines Lebens." Der brave weiße Zelter „Baby", den alle Londoner Teaterbesucher als ihren alten Freund von der Bühne wiedererkannt haben, war der Gegenstand lauterer Bewunderung und sein Befinden vor und während des großen Aktes beschäftigte die Lokalblätter aufs lebhafteste. Freilich auch die Londoner Presse wollte nicht nachstehen und hatte ihre Specialberichterstatter nach Coventry delegiert, die ihnen lange Berichte übermitteln mußten. Zwar klingt aus ihren Begeisterungshymnen ein großer Teil großstädtischen Skepsis schüchtern und viele sind in ihrem ästhetischen Empfinden etwas gekränkt durch den Anachronißmus, den eine Lady Godiva darstellt, die durch eine Menge modisch gekleideter Jünglinge des 20. Jahrhunderts dahinreiten. Und sie haben so Unrecht nicht, erzählt doch die alte Sage, daß bei dem Umritt der Lady Godiva keiner der Bürger von Coventry die Augen vom Boden erhob: nur nieder, Peeping Tom, war so frech, und sofortige Blindheit war die Strafe. Da haben sich die modernen Leute von Coventry ganz anders benommen, kein Auge wollte sich von der schönen La Milo losreißen, aber von gerechten Massenerblindungen weiß niemand zu berichten. Tempora mutantur . . .

Englische und französische Schloßgespenster.

Vor einiger Zeit ging die seltsame Mär durch die Zeitungen, man hätte den Geist der Königin Elisabeth von England (1558 bis 1603) wieder einmal durch die Räume von Schloß Windsor wandeln sehen. Dieses Gespenst soll häufig auftauchen, aber merkwürdigerweise hat sein Erscheinen nicht, wie in anderen Ländern, irgend ein Unglück, etwa einen Todesfall, zu bedeuten. Auch vor fünf Jahren soll man es gesehen haben, und zwar unter folgenden Umständen. Ein junger Gardeoffizier las eines Abends in dem Büchersaal des Schlosses, als er eine vom Kopf bis zu den Füßen schwarzgekleidete Frau langsam durch den Gang streifen und in ein Nebenzimmer treten sah. Ueber den unerwarteten Anblick etwas bestürzt, folgte der Offizier der Dame und fand zu seinem Erstaunen, daß sie spurlos verschwunden war, als hätte die Erde sie verschlungen, obwohl das Nebenzimmer keinen anderen Ausgang hatte.

Noch reicher an Gespenster als Schloß Windsor, ist der Hampton Court. So behauptet man, Katharina von Aragonien, die erste Gattin Heinrichs VIII. (1509 bis 1547) wandelte im schwarzen Gewand, eine Kerze in der Hand, durch die Räume, steige die Treppe hinauf und verschwinde durch das sogenannte „Königinnengitter"; auch die fünfte Gattin Heinrichs VIII., die ebenfalls Katharina hieß, soll von Zeit zu Zeit hier spuken und mit aufgelösten Haaren im weißen Gewande, durch die Gänge rasen, von Gespenstischen Soldaten verfolgt, die sich ihrer zu bemächtigen versuchen

Das letztere ist nichts weiter als eine Wiederholung der Begebenheit, die sich tatsächlich mehrere Tage vor Katharina Howards Tod im Tower Hill im Jahre 1542 ereignet hatte. Die unglückliche Königin, die damals wegen Ehebruch zum Tode verurteilt war, in einem Zimmer neben des langen Ganges gefangen gehalten wurde, entfloh ihren Wächtern und wollte sich ihrem königlichen Gemahl zu Füßen werfen. Sie wurde von den Soldaten verfolgt, die sie an der Tür der Kapelle, in der Heinrich VIII. gerade weilte, einholten und wieder in ihr Gefängnis zurückschleppten.

Von den übrigen Gattinnen jenes Königs — er hatte ihrer nicht weniger als sechs — soll auch die zweite die unglückliche Anna Boleyn, nach ihrem Tode (10. Mai 1526) keine Ruhe gefunden haben, denn man wollte sie zu nächtlicher Stunde, ebenfalls in Hampton Court, im Park gesehen haben, wie sie in einem Wagen, mit vier kopflosen Pferden bespannt, während auf dem Bock ein kopfloser Kutscher saß, durch die von Bäumen besetzten Wege des Parkes jagte. Die schöne Rosamunde, die sagenreiche Geliebte König Heinrich II. von England (1154 — 1189) dagegen, soll Nachts in Godstone am Meeresstrande stehen, um hier ihren königlichen Bräutigam zu erwarten, der niemals kommt.

Neben den verschiedenen „weißen Damen", die in gewissen Schlössern spuken, ist das eigentümlichste dieser Schloßgespenster sicherlich der „rote Mann", der am französischen Hofe erschien. So zeigte er sich der Katharina von Medici, die die Gattin eines und die Mutter von drei französischen Königen war, in den Tuilerien; er hatte eine lange Unterredung — so berichtet die Sage — mit Napoleon I., bevor er 1812 seinen unglücklichen Feldzug nach Rußland antrat, und nur, weil der Kaiser dem Rat des Gespenstes nicht gefolgt, soll dieser Feldzug einen traurigen Ausgang genommen haben; ebenso soll ihn im Juli 1870 die Kaiserin Eugenie gesehen haben, kurz bevor das Unheil über das Geschlecht der Napoleoniden hereinbrach und das Haus Bonaparte für immer entthronte.

Schläft der Hase mit offenen Augen?

In einer Erörterung dieser Frage in der Naturwissenschaftlichen Wochenschrift (Verlag Gustav Fischer in Jena) zieht Dr. H. Reeker (Münster) eine Beobachtung von Dr. E. Schäff, Direktor des Zoologischen Gartens in Hannover, heran. Dieser äußert sich hierüber folgendermaßen: „Von einigen Fällen, in denen ich im Freien sich drückende und sehr fest liegende Hasen mit offenen Sehern sah, will ich absehen. Dagegen habe ich an Hasen, die ich in dem von mir geleiteten Zoologischen Garten pflegte, des öfteren feststellen können, daß sie gerade so gut ihre Seher schließen, d. h. die Augenlider über den Augapfel ziehen können, wie andere Tiere. Wenn Lampe im Herbste oder Winter, zur Zeit, wo wenige oder gar keine Besucher im Garten waren, behaglich in der warmen Mittagssonne saß, so konnte ich, nachdem ich eine Zeitlang ruhig vor dem Käfiggitter gestanden, häufig bemerken, wie sich die Augenlider des Hasen langsam schlossen, gerade wie bei einem nach Tisch schläfrig werdenden, in bequemer Sofaecke sitzenden Menschen. Schließlich blieben die anfänglich hier und da halb wieder geöffneten Lider geschlossen, Lampe schlief. Doch war der Schlaf sehr leicht, und jedes mäßige Geräusch genügte, um den Schläfer zu wecken." Dr. Reeker zitiert dann noch zwei weitere interessante Berichte aus der Deutschen Jäger-Zeitung. Der eine stellt fest, daß ein in Gefangenschaft gehaltener Feldhase regelmäßig mit geschlossenen Augen geschlafen habe; der andere erzählt von einem Hasen folgendes: „Sein Lieblingsplatz war auf dem Schoße seiner Herrin. Hier kauerte er sich zusammen und ließ sich gern von der weichen Damenhand streicheln. Wie im Wohlbehagen schloß er dann die Seher bis auf einen geringen Spalt, so daß man kaum die Hornhaut durchschimmern sehen konnte. Es ist dies ein Beweis, wenn auch nur an einem Exemplar, daß der Hase die Seher schließen kann, wenn er will; warum sollte er sie denn nicht schließen, wenn er schläft? Daß aber schon irgendjemand, außer in der Gefangenschaft vielleicht, einen schlafenden Hasen gesehen hat, glaube ich nicht. Bei unserem Lepus timidus ist eben das Gehör so fein ausgebildet, daß ihm auch im Schlafe nicht das leiseste Geräusch entgeht; wie sollte sich ihm wohl ein Mensch nähern können, ohne daß er rechtzeitig erwacht? Daß er dann noch nicht aufsteht, ja sich im Lager fast treten läßt, wenn auch der Mensch, sein Feind, schnn auf Schrittnähe herangekommen ist, rührt aus ganz anderen Gründen her. Der Hase hofft, in seinem Lager nicht gesehen zu werden, er drückt sich immer mehr zusammen, und weit öffnen sich die Seher in starrer Angst. Sieht er dann aber keine Rettung mehr, so fährt er wie ein „geölter Blitz" in einer ganz bestimmten, ich möchte sagen vorher überlegten Richtung heraus." Hierzu schreibt Dr. Reeker: „Ich könnte noch mehr ähnliche Aeußerungen anführen. Doch scheinen mir die vorstehenden zu genügen, um den Schluß zu ziehen: auch freilebende Hasen schließen beim Schlafen die Augen, erwachen aber beim geringsten Geräusch; wenn sie dann vielfach nicht sofort vor dem Feinde die Flucht ergreifen, so liegt das daran, daß sie zu den Tieren gehören, die sich in der Gefahr gern bis zum letzten Augenblick zu ducken oder zu drücken suchen."

An die falsche Adresse.

Kleine Ursache — große Wirkung.

In dem in einem Seitenflügel des Louvre gelegenen Audienzzimmer des Finanzministers Fouquet ging es an einem Vormittage des Frühjahres 1662 ungewöhnlich laut zu, ja es kam sogar zu einem lebhaften Wortwechsel, denn der alte Herr, welcher dem Sädelmeister Frankreichs dort gegenüberstand, befand sich in sehr angeregter Stimmung und hatte soeben eine ganze Flut von Klagen über schlechte Verwaltung, Betrügereien von Finanzbeamten, ungesetzmäßiges Verfahren in Steuersachen etc. ausgeschüttet.

„Sie glauben gewiß, Herr Graf," rief darauf Fouquet, „daß man von der Residenz aus auch so in jeden Winkel der Provinz schauen kann, wie Sie das daheim von Ihrem Schlosse aus in Ihre nächste Umgebung tun können. Im Großen und Ganzen herrscht Ordnung in der Verwaltung, kleine Unebenheiten kommen in jedem großen Staatsorganismus vor!"

„Das sind nicht blos Unebenheiten," versetzte der Graf, „das sind schändliche Unterschleife, gaunerische —"

„Herr Graf v. Proire," fuhr der Minister auf.

„Ich übertreibe durchaus nicht," entgegnete der Graf. „Ich hatte gestern abend noch eine kurze Audienz bei Ihrer Majestät der Königin, meine Tochter Julianne ist eine ihrer Hofdamen, und dort traf ich auch den Sekretär Ihrer Majestät, den Herrn Staatsrat Colbert. Meine Angelegenheit brannte mir auf der Seele, obgleich ich mir vorgenommen hatte, vor meiner Audienz bei Ihnen mit niemand hier über den Zweck meiner Reise zu sprechen — ich fing an, mit dem Herrn Staatsrat von dem Uebel zu reden. Und der Herr Colbert stimmte mir in allen Punkten bei."

„Wieder dieser Colbert!" rief jetzt der Minister aufs Höchste erregt. „Dieser Mensch mischt sich in Angelegenheiten, die ihn durchaus nichts angehen, und ich werde Mittel und Wege finden müssen, diesem naseweisen Beamten das Handwerk zu legen. Aber auch Sie, Herr Graf, dürften wohl tun, sich von Staatsangelegenheiten fern zu halten, die Ihnen jetzt nicht mehr geläufig sein können. Die Zeiten Ludwigs XIII., in denen Sie jung waren, sind vorüber, man hat jetzt mit anderen Faktoren zu rechnen. Die Ansichten, die zu Ihrer Zeit herrschend waren, gelten heutzutage nicht mehr und —"

„Aber Recht muß doch zu allen Zeiten Recht bleiben," unterbrach ihn der Graf.

„Sehr wohl," versetzte der Minister, und sich sichtlich beherrschend, fuhr er fort, „auch werde ich sofort die strengsten Untersuchungen einleiten, damit alle Mißstände beseitigt werden."

„Dann sage ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank," brachte der Graf verlegen hervor; denn er fühlte wohl, daß er dem gewandten Staatsmanne nicht gewachsen war, und um sich jeder weiteren unbehaglichen Situation zu überheben, stand er auf und empfahl sich mit einigen höflichen Redensarten. Der Minister geleitete ihn mit gewinnendster Höflichkeit bis zur Türe. Als sich diese aber hinter dem Grafen geschlossen hatte, veränderte sich das Gesicht Fouquet's wie mit einem Schlage. Häßliche Falten legten sich um den Mund und heller Zorn sprühte aus den dunkeln Augen.

„Alter Narr!" rief er halblaut, „da würde ich weit kommen, wenn ich mich nach Deiner unbequemen Moral richten wollte. Man muß die Zeit benutzen, in der man Finanzminister ist. Und machen es meine Unterbeamten auch manchmal so wie ich, so muß ich eben klug sein und so wenig wie möglich sehen — eine Hand wäscht die andere. Aber einen Dienst hast Du mir unabsichtlich geleistet, grauköpfiger Graf, Du hast mir den Beweis gebracht, daß der weise Herr Staatsrat Colbert sich abermals erlaubt hat, meine Geschäftsführung zu tadeln und sogar in Gegenwart der Königin. Ich sehe klar, der Herr Staatsrat will mich verdächtigen, will sich durch Enthüllungen interessant machen — mit einem Worte — will mich stürzen und sich auf den Minister-Fauteuil setzen. Aber Hochmut kommt vor dem Fall; — ich fürchte, Herr Colbert, Ihre Rolle ist ausgespielt!"

Die Sonne war mittlerweile höher und höher gestiegen und übergoß jetzt, es mochte wohl zwölf Uhr sein, mit ihrem freundlichen Lichte die ganze Stadt Paris. Auch in den Gärten der Tuillerien warf sie ihre erwärmenden Strahlen auf die noch kahlen Bäume und Sträucher und auch auf eine einsame Spaziergängerin, die langsam auf einem ziemlich versteckten Pfade auf und ab wandelte.

Die junge Dame stand offenbar in der Blüte ihrer Jahre, sie besaß eine stattliche Figur, ein schönes, gewinnendes Gesicht und große geistvolle Augen. Sie hatte, wie sie so langsam dahinschritt, das schöne Haupt gesenkt, bisweilen aber hob sie es empor, ihre Augen leuchteten dann auf und lauschend hielt sie dann inne. Sie erwartete wohl jemanden, der sich noch immer nicht zeigen wollte. Plötzlich aber knirschte der Kies unter schnellen festen Schritten, ein leiser Freudenruf entrang sich den rosigen Lippen und im nächsten Augenblicke lag das schöne Mädchen in den Armen eines jungen Mannes.

„O meine Julienne," rief der Ankömmling, nach der glänzenden Uniform ein Leutnant der königlichen Wache, „fast hätte ich gar nicht kommen können, bei einem Haar hätte ich in Dienstangelegenheiten nach St. Denis reiten müssen!"

„Und ich habe Dir so viel, so Inhaltschweres mitzuteilen," versetzte das Mädchen.

„Ich ahnte es; ich habe bereits gehört, daß Dein Vater in Paris angekommen ist und ich fürchte nun —" er stockte und schaute das Mädchen mit traurigen Blicken an.

Julienne atmete beklommen auf. „O Charles," rief sie

Allerlei.

Die explodierende Granate. In der Kaserne des 169. Infanterie-Regiments zu Lahr ereignete sich ein schwerer Unfall. Ein Soldat nahm von einer Uebung auf dem Schießplatz Hagenau eine unkrepierte Granate mit. Bei der Hantierung mit dem Geschoß explodierte dieses und verwundete drei Soldaten schwer. Einer soll seinen Wunden erlegen sein.

Das geraubte Baby. Einer Oberförstersfamilie in Kassel, die am Kaiserplatz eine Parterrewohnung inne hat, wurde nachts ein vier Monate altes Kind aus dem Bette gestohlen. Der Kindesräuber konnte später im Tannenwäldchen festgenommen werden. Es ist ein vielfach vorbestrafter Gelegenheitsarbeiter. Was für Absichten der Mensch mit seinem Raub verfolgte, ist noch nicht aufgeklärt. Das Kind ist inzwischen von der Polizei den geängstigten Eltern wieder übergeben worden.

Fixe Falschmünzer. Der vom Bundesrat beschlossenen Herstellung von Zehnmarkscheinen ist bereits eine Falschmünzerbande zuvorgekommen. In mehreren Kasseler Geschäften ist in den letzten Tagen der Versuch gemacht worden, diese neuesten „Blüten" unterzubringen, und in einigen Fällen ist der Versuch auch gelungen.

Giftige Gase im Hoftheater. Im Hoftheater zu Wiesbaden wurde beim Reinigen eines Kessels der Maschinist Philipp Brück aus Dotzheim durch Einatmung giftiger Gase plötzlich bewußtlos. Obwohl die sofort herbeigerufene Sanitätswache Wiederbelebungsversuche machte, konnte der inzwischen eingetroffene Arzt nur den Tod feststellen.

Gestohlene Golderze. Ein großer Golddiebstahl wurde an den aus den Goldbergwerken von Herzogsgatak und Clahlaposbanya nächst Marmaros-Sziget (Ungarn) stammenden Golderzen verübt. Die entwendeten Golderze haben einen Wert von über hunderttausend Kronen. Mehrere verdächtige Arbeiter wurden verhaftet. Die Diebstähle scheinen seit längerer Zeit verübt worden zu sein.

Der Philosoph Kant hatte in Königsberg seine Wohnung am Ochsenmarkte. Einst lärmten seine Zuhörer vor dem Anfange der Vorlesung in dem Auditorium so sehr, daß Kant sich genötigt sah, ihnen mit folgenden Worten Ruhe zu gebieten: „Meine Herren, verhalten sie sich doch ruhiger damit man es nicht merkt, daß Kant am Ochsenmarkte wohnt."

Die Retterin ihrer Mutter. In Füssen (Allgäu) hat die Tochter des dortigen Fabrikbeamten Grosch ihre Mutter vom sicheren Tode des Ertrinkens im Faulenbachsee errettet. Sie war mit voller Kleidung der untersinkenden Mutter ins Wasser nachgesprungen und hat sie mit großer Mühe ans Land gebracht.

Schutz vor den Blattern! In dem Wiener Franz Josef-Spital befinden sich 18 Blatterkranke. Der Magistrat veranlaßte bereits Schutzmaßregeln.

Die schönste Frau. — Die schönste Frau auf Erden, behaupten französische und italienische Schriftsteller, war Paula de Vigrier, eine Zeitgenossin Petrarka's. Man schildert sie als eines der Meisterwerke der Natur. Sie durfte sich in ihrer Vaterstadt Toulouse, nicht blicken lassen, ohne daß sie von ganzen Schaaren von Männern und Frauen, Jünglingen und Mädchen verfolgt wurde. Das Parlament in Toulouse befürchtete Unruhen und wußte kein anderes Mittel dem zu wehren, als Fräulein Paula zu ersuchen, sie möchte nur verschleiert ausgehen. Darüber waren die Leute jedoch sehr ungehalten, weil man ihnen den Anblick des schönsten Weibes auf Erden entzog, und sie drohten deshalb mit Gewalt. Darauf stellte das Parlament die Ordre aus, Paula sollte sich zweimal in der Woche unverschleiert am Fenster zeigen. Paula beklagte sich über diesen Zwang; man beantwortete ihre Klage sehr freundlich, ohne weitere Notiz davon zu nehmen. Sie behielt ihr anmuthiges Gesicht und ihre graziöse Gestalt bis ins hohe Alter.

Ein moderner Selbstmord. Der Stadtbeamte Mikusch in Mährisch-Ostrau beging dadurch Selbstmord, daß er sich in die Starkstromleitung des Pumpwerkes der städtischen Wasserleitung einschaltete. Er war sofort tot.

Vom Traualtar in den Tod. Auf der Rückfahrt von der eben vollzogenen Trauung geriet der Straßenaufseher Gaida in Kaschau (Oberungarn) mit seiner jungen Frau in einen fürchterlichen Gewittersturm. Da die Pferde scheu wurden, stieg das Paar aus und suchte in einem Pavillon Zuflucht. Dieser stürzte infolge des Orkans ein, wobei die junge Frau derart verletzt wurde, daß sie alsbald verstarb.

Der prachtliebende Kaiser Maximilian I. hatte zuweilen sonderbare Marotten; so faßte er nach dem Tode seiner zweiten Frau, Blanka Maria, den sonderbaren Gedanken, Papst zu werden. In seiner Korrespondenz mit seiner einzigen Tochter, der bekannten Margarete von Oesterreich, Statthalterin der Niederlande, finden wir einen Brief vom 18. September 1512, in welchem er schreibt: Er finde es nicht für gut, wieder zu heirathen, dagegen wolle er in nächster Zeit den Bischof von Gurk, seinen vielgeliebten Mathäus Lang von Wolkenburg, zum Papst Julius II. absenden, der das Fieber habe und nicht lange mehr leben könne, um sich zum Coadjutor machen zu lassen, und zwar dergestalt, daß er nach dem Tode Julius II. den heiligen Stuhl besteigen könne. Die Unterschrift des sonderbaren Briefes lautet: „Euer guter Vater Maximilian, künftiger Papst." Der Plan aber gelangte nicht zur Ausführung. wie so vieles unter Maximilians Regierung.

Mir und mich? Ort: siebente Klasse einer Volksschule. In den ersten Tagen des Unterrichts zeigt die Lehrerin den Kleinen ein Bildchen, worauf eines der Mädchen wörtlich sagt: „Gib mich das Bild! Die Lehrerin fragt: „Wie heißt das?" Die Kleine sagt jetzt: Gib mich bitte das Bild." Nochmals fragte die Lehrerin: „Wie heißt das?" worauf die Kleine jetzt triumphierend sagte: „Wenn ich mir sage, giebst du es mich dann?"

Kindermund. Mutter (nachdem sie eine Fabel durchgelesen hat): „Siehst du, Karlchen, der Löwe fraß den Hammel, weil er unartig gewesen war." — Karlchen: „Und wenn er artig gewesen wäre, dann hätten wir ihn gegessen, nicht war, Mamachen?"

Er hofft. Kommerzienrat: „Aber wenn meine Tochter sie heiratet, wird sie nichts entbehren, was sie bisher gewohnt gewesen ist?" — Freier: „Es wird ihre Schuld sein, wenn es der Fall sein sollte."

Allerlei Anekdoten von Joachim.

Aus der Zeit von Joachims Aufenthalt in Hannover stammt eine heitere Episode: „Den berühmten Geiger, der von seinen Fenstern aus das frische Treiben auf dem Eise beobachtete, wandelte die Lust an, auch einmal Schlittschuh zu laufen. Ein Bahnfeger Düllmeyer bot sich ihm als Lehrmeister an. „So Herr Joachim," sagte Düllmeyer nach beendigtem Anschnallen, „nu stellen Sie sich mal uff die Schrittschau — so — un nu smieten Sei dat eine Bein so un dat andere so herut — un da lopen Sei hen". Joachim folgte der Weisung, warf das eine Bein rechts, das andere links heraus; aber ehe diese Evolution vollendet war, fiel er unsanft nieder. „Ja, ja, ja, ja," erklärte Düllmeyer, indem er ihm wieder auf die Beine half, so licht is dat nich als Viggelinspeelen!" — Von Joachim als Weinreisenden hat Andreas Moser ein Geschichtchen in seine Biographie eingeflochten: „Eines Tages war der Meister bei den Damen Anna und Julie v. Asten. Bei Tische fragte er:„ Weshalb giebt es heute keinen Wein?„ Eine der Damen entgegnete: „Teurer Professor, als Sie das letzte Mal bei uns zu Tische waren, sagten Sie, daß Sie keinen Wein tränken, deshalb haben wir Münchener Bier bestellt." „Aber ich hätte gern Wein," erwiederte Joachim, „denn ich halte ihn für gesünder!" Natürlich sprang eine der Gastgeberinnen auf, um sofort Wein holen zu lassen. Lachend aber hielt Joachim sie zurück, zog einen Brief aus der Tasche hervor und las: „Sehr geehrter Herr Professor! Wir haben gehört daß Sie sehr viel in besserer Gesellschaft verkehren und deshalb fragen wir höflichst bei Ihnen an, ob Sie geneigt sind, uns neue Kunden zuzuführen. Sie könnten auf diese Weise sehr leicht ihr Einkommen vergrößern, denn wir zahlen für jeden Auftrag, der durch Sie erteilt wird, 25 Prozent Provision." „Sie sehen also," fügte Joachim launig hinzu, „das ganze Manöver mit dem Rotwein war von mir nur gemacht, um zu sehen, ob ich mich für den Posten als Weinreisender eigne." — In London, wo seine Konzerte in jedem Frühling die Ereignisse der musikfreundlichen Welt bildeten, spielte folgende Anekdote: Joachim trat in den Laden eines Friseurs, um sich rasieren zu lassen. „Haar schneiden, Herr?" fragte der dienstfertige Gehilfe mit einem kritischen Blick auf das Lockenhaar des ihm ganz fremden Meisters. Joachim gab ihm zu verstehen, er sei mit der Länge seines Haares durchaus zufrieden; der Friseuer aber ließ nicht locker: „Hinten sind sie ein wenig zu lang," meinte der diplomatisch. Der Künstler bedeutete ihm wieder, daß ihm das gerade so lieb wäre, und der Barbier schwieg ein Weilchen. „Die Haare sind auf dem Scheitel ziemlich dünn," bemerkte er dann, und hielt Joachim ein kleines Privatissimum, daß es verkehrt sei, die Dichtigkeit des Haares seiner Länge zu opfern aber Joachim sah ihn nur an und schüttelte seine Künstlermähne. Mürrisch rasierte der Gehilfe ihn weiter, ohne aber seine Hoffnung aufzugeben: „Soll ich nicht wenigstens die Spitzen abschneiden, einen Zoll etwa?" Joachim blieb hartnäckig. Da riß dem Barbier, dessen Erfindungsgabe erschöpft war, die Geduld, und er fragte nur noch mit einem Ton von Verachtung: „Wollen Sie denn etwa gerade so aussehen, wie ein deutscher Musiker?"

Zwei Wochen in einem Bergwerk begraben.

Ein Vorkommnis, das an die Ereignisse, von Courrieres erinnert, wenn es auch glücklicherweise keinen ähnlichen Umfang angenommen hat, ereignete sich in einem koliforniſchen Bergwerk bei dem Ort Bakersfield. Dabei ist der seltene Fall zu verzeichnen gewesen, daß ein verschütteter Mann noch nach einem Zeitraum von zwei Wochen lebend gerettet werden konnte, wodurch sogar die berühmten Rettungen von Courrieres mit Rücksicht auf den Zeitraum noch in den Schatten gestellt worden sind. Durch eine Rutschung waren sechs Bergleute unter den Trümmern begraben worden. Der Unfall hatte sich in einem geneigten Schacht ereignet, der in erheblicher Tiefe an der Flanke eines Berges lag und wo man gerade eine Starkstromleitung anbringen wollte. Diese unterirdische Leitung war geplant worden, weil eine überirdischen Leitung erheblich teurer gewesen wäre. Von den verschütteten Bergleuten waren fünf sofort tot, einer verriet aber noch Lebenszeichen durch den Trümmerhaufen. Man kam infolgedessen auf den Einfall, eine Röhre durch die Trümmer hindurchzustoßen, nnd dem Manne auf diesem Wege Nahrungsmittel zuzuführen, außerdem auch warme Luft. Das Verbindungsrohr wurde gleichzeitig als Sprachrohr benutzt, man sagt auch, das man dem verunglückten um ihm die Zeit zu vertreiben und ihm den Mut zu erhalten, durch die Vermittlung dieser Leitung sogar Musik vorgemacht habe. Die Arbeiten zu seiner Befreiung dauerten volle 14 Tage, dann aber wurde der Mann gesund und wohlbehalten aus seinem Trümmergrab herausgezogen. — Echt amerikanisch!

Wenn es heiß wird, dann verlangt der menschlich Organismus kalte Speisen, erfrischende alkoholfreie Getränke. Die Nahrung muß aber trotzdem die Hauptnährstoffe n rationellen Mengen enthalten. Es sei hier auf Puddings aufmerksam gemacht, bereitet von Dr. Oetker's Backpulverfabrik in Bielefeld, die in Millionen Päckchen überall hin versand werden. Diese Pudding-Pulver, hergestellt aus bestem Reispuder, ergeben mit Milch, Zucker und Butter ein ideales Nährmittel für Jung und Alt. Sie sind nebst 11 anderen Spezialitäten dieser durch ihr Backpulver weit und breit bekannten Nährmittelfabrik in fast allen Geschäften zu haben. Der Versand von mehreren hunderttausend Päckchen täglich legt Zeugnis ab von der Beliebtheit, deren sich alle Fabrikate erfreuen.

dann leidenschaftlich, „mag er auch sagen, was er will, mag er mir noch so klar auseinandersetzen, was es für einen Lärm geben würde, wenn Komtesse Proire einen Bürgerlichen heirate, wenn eine Hofdame der Königin einem armen Leutnant die Hand reichen würde, mag er sogar mir die Verbannung vom Hofe, selbst seinen väterlichen Zorn in Aussicht stellen — ich bin Dein auf ewig!"

Weinend sank sie dem jungen Manne an die Brust, der nun seinen Arm um ihre Hüfte schlang und sie zu einer Bank geleitete.

„Nimm es nicht gar so ernst, meine herzige Julienne," suchte er sie zu trösten, „sind wir beide nicht noch jung, kann ich nicht noch manches erringen und erstreben, wodurch die Kluft zwischen uns überbrückt werden kann? Man munkelt von Krieg, von großen Unternehmungen, die der junge tatendurstige König ins Werk setzen will, ich werde mich auszeichnen, werde mir die Gunst des Königs zu erringen suchen und —"

„Aber wie fern liegt das noch alles," warf jetzt Julienne, die sich die Tränen getrocknet hatte, ein. „Unterdessen soll ich Dich weder sehen noch sprechen, mein Vater hat befohlen, daß die strengste Aufsicht über mich geführt werde, außerdem wird die Königin in einigen Wochen auf's Land gehen, ich werde sie begleiten müssen — und alles Glück ist dann vorüber!"

„Sieh' nicht so schwarz, geliebte Julienne", rief aber Charles, „laß die Hoffnung nicht sinken, vorläufig bist Du noch hier, und wenn wir uns künftig nur selten sehen und sprechen können, so wollen wir uns dafür um so öfter schreiben."

Ueberrascht blickte Julienne auf. „Das wäre wohl herrlich", entgegnete sie mit freudig aufleuchtenden Augen, „aber wie wäre eine solche Korrespondenz möglich, ich habe keinen Menschen, dem ich trauen könnte."

„Und dennoch weiß ich Mittel und Wege für einen solchen Verkehr: Du kennst die kleine Seitentreppe, die im Louvre im Pavillon de Flore hinab in den großen Flur führt."

„Gewiß, ich habe sie oft zu passieren," unterbrach ihn das junge Mädchen.

„An dieser Treppe befindet sich eine Nische und in dieser steht eine alte Vase, die ehedem vergoldet gewesen sein muß; das Gold ist jetzt verschwunden und die Vase sieht nun kupferig rot aus."

„Ganz recht", bestätigte Julienne.

„Nun wohl, auch ich habe bei meinen Wacherevisionen, besonders des Nachts, diese Treppe hinauf- und hinabzuschreiten — was ist da einfacher, als daß wir unsere Briefe in diese Vase legen. Die Treppe ist wenig belebt, wir werden also leicht einen Augenblick finden können, in welchem wir unbeobachtet einen Brief hineinwerfen oder herausnehmen können."

„Vortrefflich!"" rief Julienne. „So habe ich Dich doch nicht ganz verloren, mag auch sonst beschlossen werden, was da wolle — denn auch zum Könige will der Vater gehen und mit ihm meinetwegen sprechen. Er war ein Freund des verstorbenen Königs Ludwig XIII., und glaubt daher ein Recht zu haben, den Monarchen jetzt mit seiner Privatangelegenheit zu belästigen."

„Nun, hoffen wir das beste, und kommt auch Trübes und Schlimmes, Du wirst mich zu allen Opfern bereit finden, wenn ich nur Dich dadurch erringe. — Aber nun muß ich eilen, in einer Viertelstunde werden die Wachen wieder abgelöst und dabei darf ich nicht fehlen."

Er schloß die Geliebte noch einmal in seine Arme, drückte einen Kuß auf die roten Lippen und war dann in wenigen Augenblicken in einem Seitenwege verschwunden.

Wehmütig blickte ihm Julienne nach, dann kehrte sie langsam in den Palast zurück.

Der schöne Frühlingstag neigte sich zu Ende, viele Bürger und Bürgerinnen kamen aus der inneren Stadt und durchwandelten, um sich an der balsamischen Luft zu erquicken, die Alleen, welche zu dem Bois de Boulogne hinaufführten. Doch nicht alle, welche so plaudernd dahinschritten, waren harmlose Spaziergänger, zwei Männer, welche in leisem Gespräche ziemlich eilig den sanften Hügel hinaufstiegen, hatten entschieden kein reines Gewissen, sonst hätten sie sich nicht wiederholt scheu umgesehen und ihre Unterhaltung stets abgebrochen, sobald jemand an ihnen vorüberging. Beide schienen dem Arbeiterstande anzugehören.

„Jedenfalls, das sage ich Dir, Couston," begann jetzt wieder der eine leise zu seinem Begleiter, „ein ordentliches Stück Geld muß er uns bieten."

„Laß das nur meine Sorge sein," beruhigte der andere, „es handelt sich hier ganz gewiß um einen hohen Herrn, wenn ich nicht sehr irre, sogar um den Staatsrat Colbert, der dem Minister sehr unbequem ist — und natürlich, je vornehmer die Leute, desto höher die Preise. Aber Du bist von jeher der furchtsame Dubois gewesen, und wenn sich auch jetzt wieder Dein Hasenherz regt, so sag' es nur gleich, damit ich mich noch zu rechter Zeit nach einem andern Kompagnon umsehe."

„Nicht doch," versetzte Dubois schnell, „Du kannst auf mich ganz bestimmt rechnen."

Couston antwortete nicht, schweigend gingen die beiden Männer weiter, wandten sich dann zur Seine hinunter nach einem stattlichen Landhause, in welchem sie schnell verschwanden, um bald darauf vor dem Minister Fouquet zu stehen. Dieser, der sie offenbar erwartet hatte, grüßte sie mit herablassender Freundlichkeit.

(Schluß folgt.)

Da plötzlich verfärbte sich das Antlitz des Assessors und er faßte seinen Freund am Arm.

„Sieh dort, die junge Dame in dem grauen englischen Kostüm! — Ich wette, das ist die Besitzerin des von uns unterschlagenen Geldtäschchens.“

Herbert Wolfframs Blicke wandten sich der bezeichneten Richtung zu, und er gewahrte eine sehr hübsche, und sehr elegant aussehende junge Dame, die sich anscheinend etwas erregt mit einem der Kellner unterhielt, um sich dann, da ihr der dienstbare Geist — nach seinem wiederholten Achselzucken zu urteilen — offenbar eine wenig befriedigende Auskunft gegeben, mit allen Anzeichen der Niedergeschlagenheit an einen abseits stehenden Tisch zu setzen.

Auch der schwer zu verblüffende Mediziner war im ersten Moment etwas betroffen.

„Du könntest wohl recht haben,“ meinte er. „Aber wir müssen uns vor allem volle Gewißheit verschaffen.“

Er winkte den Kellner heran.

„Vorausgesetzt, daß es nicht gerade ein Geheimnis ist — würden Sie uns dann vielleicht sagen, was die junge Dame von Ihnen wollte?“

„Sie erkundigte sich, ob hier vielleicht ein Portemonnaie gefunden worden sei, das sie nach ihrer Behauptung entweder hier oben, wo sie den Morgenkaffee genommen, oder auf dem Rückwege zur Station verloren haben muß. Sie scheint sich in großer Verlegenheit zu befinden.“

„Da haben wir's!“ sagte der Assessor in höchster Erregung, nachdem sich der befrackte Ganymed wieder zurückgezogen. „Du hast uns da mit deinem Leichtsinn in eine schöne Lage gebracht. Wir haben jetzt nur noch die Wahl, uns entweder wegen Fundunterschlagung oder wegen Zechprellerei prozessieren zu lassen.“

„Das eine so wenig, als das andere!“ erklärte Wolffram mit größter Seelenruhe. „Wir werden der jungen Dame zunächst mit ihrem eigenen Gelde aus der Verlegenheit helfen und dann, wenn wir uns volle Gewißheit über ihre Persönlichkeit und ihre Adresse verschafft haben, werden wir ihr morgen das Portemonnaie mit seinem vollen Inhalt anonym zurückschicken. Das ist doch die einfachste Sache von der Welt.“

Und ehe noch der Assessor einen Einwand erheben konnte, war er schon aufgestanden und hatte sich der jungen Dame genähert, um mit chevalereskер Verbeugung seinen Hut zu ziehen.

„Ich bitte um Verzeihung, mein gnädiges Fräulein — aber mein Freund, der Assessor von Lexow und meine Wenigkeit, der cand. med. Wolffram, verdanken einer Indiskretion des Kellners die Kunde von Ihrem bedauerlichen Mißgeschick. Die wahrheitsgemäßen Angaben, die ich Ihnen über unsere Persönlichkeiten gemacht habe, sind Ihnen hoffentlich Bürgschaft genug dafür, daß nur der selbstverständliche Wunsch, einem in Verlegenheit geratenen Nebenmenschen beizustehen, uns den Mut gibt, Ihnen unsere Dienste anzubieten. Wir würden untröstlich sein, wenn gnädiges Fräulein unsere Absicht mißverstehen und uns durch eine Ablehnung betrüben könnten.“

Die junge Dame überflog ihn mit einem raschen, prüfenden Blick und sah dann zu dem Tische hinüber, an dem der Assessor in der Qual seiner Gewissensbisse saß. Namentlich die Persönlichkeit des Herrn von Lexow schien es zu sein, die ihr einiges Vertrauen einflößte.

„Wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben wollen, mein Herr, morgen ohne weiteres den kleinen Betrag zurückzunehmen, dessen ich für die Heimfahrt bedarf, so würde ich mich in meiner ärgerlichen Zwangslage wohl dazu verstehen, Ihr freundliches Anerbieten zu akzeptieren.“

„Mein Ehrenwort darauf, gnädiges Fräulein! — Aber es ist 1 Uhr mittags und der nächste Zug nach der Hauptstadt geht erst um vier. Wenn wir gnädiges Fräulein bitten dürften, bis dahin mit unserer bescheidenen Gesellschaft vorlieb zu nehmen und vielleicht einen kleinen Imbiß nicht zu verschmähen — —“

Seine Verwegenheit nötigte ihr ein Lächeln ab. Und sie war ihm ersichtlich nicht böse.

„Ich gestehe offen, daß ich allerdings einen fürchterlichen Hunger verspüre,“ sagte sie freimütig. „Aber Sie kennen meine Bedingung. Es wäre nicht ritterlich, wenn Sie mein Vertrauen täuschen könnten.“

(Schluß folgt.)

Humor.

Unter Kollegen. Erster Maler: „Meine Tante ist eben bei mir zu Besuch, und ich muß sie herumführen. Da bin ich denn auch mit ihr in der Kunstausstellung gewesen. Ich kann Ihnen sagen, es war ein Genuß. Den schrecklichsten Kitsch erklärte sie für wunderbare Gemälde, und die besten Sachen fand sie schauderhaft.“ — Zweiter Maler: „Das muß allerdings genußreich gewesen sein. Was hat sie denn über meine Bilder gesagt?“ — Erster: „O, die haben ihr sehr gut gefallen.“

Rebus.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

Familienfreund

Unterhaltungs-Blatt
für die
Stunden der Muße am häuslichen Herd.

Nummer 34.

Der Lüge Saat.

Novelle von Helmut tan Mor.

(Nachdruck verboten.)

1.

Der dicke kleine Unterwirt begrüßte den ersten Gast, der am Morgen eines köstlich sonnenhellen Sommertages zu ihm in die Wirtsstube trat, mit herzlichem Händedruck. Während der stattliche junge Bursche, dessen Beruf schon die grüne Lodenkleidung verriet, den Stutzen in eine Ecke stellte und die beiden lebhaften Dackeln zur Ruhe brachte, füllte der Wirt einen Maßkrug mit braunem Gerstensaft und setzte sich dann dem Jäger gegenüber an einen der blitzblank gescheuerten Holztische.

„Heunt bist früh dran, Toni,“ meinte er behaglich. „Hast do allweil a hübsches Stückl Weg von der Jocherspitz bis da herunt.“

Der Toni tat einen herzhaften Schluck, ehe er antwortete:

„Ja mei — dös is halt net anderscht. Froh bin i a jeds Mal, wann i aaf an Tag abi kimm. Dös is ja garkoa Leb'n net, was oans da heroben führt — dös is scho glei zum derschieß'n. Selig'n tuast 's ganze Johr koan Mensch'n net, und die Jagerei macht dir aa kei Freud net, balst so an Herrn hast. I sag nix gegen 'n Herrn Graf'n, a guater Mann is scho; aber vo der Jagerei, da versteht 'r halt nix. Kosten soll's net sovuil“ — er schnippte bezeichnend mit den Fingern — „und da is mir natürli im Winter 's halbe Wild draufgengat, weil koa Vorsorg net trossen word'n is. G'sagt hat 'r freili nix, der Herr Graf, weil's do sei eig'ne Schuld g'wen is; aber wurmen tut's oanen halt do. I will froh sein, bal i nimmer auffi z'steigen brauch.“

Der Wirt nickte beipflichtend.

„Recht hast! Wie lang muaßt denn no heroben bleib'n?“

„Drei Monat. Bis zum Herbst. Nacha is gar mit dera Freud. Himmelhoch hat 'r mi bitt', der Herr Graf, daß i bleib'n soll; aber i mog nimmer. I scheu koa Müh g'wiß net, und 's umanand kraxln is mir nia net z' vuil g'worden; aber wenn man do stehgt, daß alls umasunst is, nacha g'freuts oanen nimmer. I hab zum Herrn Grafen g'sagt, er müaßt no an Jager anstelln — i kunnt sunst nix mach'n gegen d' Wilderer. Der Bezirk is halt z' groß. Na hat 'r oanen g'schickt, dem is bald z' dumm g'worden, obwohl er nua d' halbe Arbeit g'habt hat als wie i. Nach an Monat is er gangen, und i hab wieder alls alloanig g'habt. Na, da mog i nimmer.“

„Was willst nacha mach'n im Herbst? Willst bei dera Jagerei bleib'n?“

„Na — i bidank mi recht schö! Davo hab i gnua. I hab von mein'n Onkel do die dreitausend Markln g'erbt — na, und eppas Ersparts hat man do aa. Wann i dös zuleg, was i bis zum Herbst verdean, nacha g'langts, daß i mir 'n Bründlhof am See drunt kaaffa ko. A bissel wen'g Land is freili dabei, und fürn Anfang wird's schwer halt'n; aber i ko ja arbeit'n, und a schöner Hof is halt do.“

„Freili!“ pflichtete der Wirt bei. „Da machst an guaten Tausch. Mit der Jagerei is hier herunt nix, dös hat scho a jeder g'sagt. Der Graf laßt ja alls verkommen.“

Der Toni hatte sich schon seit geraumer Weile wie suchend umgesehen. Jetzt räusperte er sich verlegen und fragte wie beiläufig:

„Was macht denn d' Cenzi?“

Der Unterwirt zog ein verdrießliches Gesicht.

„Mei — mit dö Weibsleut hat ma halt alleweil sei Aerger,“ entgegnete er kurz. Erschrocken setzte der Toni den Maßkrug nieder.

„Was hoaßt dös? — Is die Cenzi nimmer da?“

„Freili is da. Aber i woaß net, was s' hat. Gestern in der Fruah hat's an Brief kriagt, und seit dera Zeit laust s' mit an G'sicht umanand, wie a Regenwetter. G'woant hat's aa, und bal man s' fragt, was ihr g'schehgn is, na red s' net a Wörtl. I glaab, iatzt sitzt s' scho wieder im Garten und flennt. I bin sunst ganz z'fried'n mit ihr — recht a bravs und fleißigs Madel is. Aber a Kellnerin, die den Gäst'n so a G'sicht zeigt, ko i halt do net brauch'n.“

„Geh — wirst s' do net furtschick'n?“ fragte der Jäger, und aus der Angst in seiner Stimme konnte man allerlei Schlüsse ziehen. Der Unterwirt stand auf und zog mit den Daumen der beiden Hände die blütenweiße Schürze nach vorn.

„Wer wird denn glei a Madel furtschick'n, bals amal flennt!“ meinte er unwirsch. „Wissen möcht i nur, was ihr fehlt. Daß ma ihr helfen kunnt. I mag amal koa grantige G'sichter um mi. — Geh, red du amal mit ihr — 'leicht sagt s' dir, was s' hat.“

Der Toni ließ sich das nicht zweimal sagen. Eilfertig stand er auf, band die beiden Dackeln an das Tischbein und ging durch eine Hintertür in den Garten hinaus.

Er schien mit den Oertlichkeiten wohl vertraut zu sein. Nur mit einem flüchtigen Blick streifte er über die rohgezimmerten Tische und Bänke hin, die im Schatten des Hauses Aufstellung gefunden hatten, und ging dann rasch quer über den Rasen tiefer in den Garten hinein. Eine bestimmte Vermutung leitete ihn; und er wurde bald gewahr, daß er sich nicht getäuscht hatte. Durch das Grün einer von wildem Wein umrankten Laube sah er ein helles

Kleid schimmern, und als er, herangekommen, die Blätter ein wenig beiseite schob, sah er die Gesuchte vor sich sitzen.

Sie hatte sein Kommen überhört, und sie ahnte offenbar nicht, daß man sie belauschte. Den Kopf mit den schweren, schimmernd blonden Haarflechten auf die Hände gestützt, saß sie am Tische, und das Beben ihrer Schultern verriet, daß sie weinte. Es war ein stilles, lautloses Weinen, und gerade darum war es tief ergreifend. Ein heißes, überwältigendes Mitleid stieg in dem jungen Manne empor — er wäre am liebsten in die Laube gestürzt, hätte das Mädchen in seine Arme genommen und ihr die Tränen von den Augen geküßt. Aber er hatte das angeborene Taktgefühl des einfachen Menschen. So leise und so behutsam, wie er gekommen war, zog er sich ein gutes Stück von der Laube zurück, — und ehe er dann wieder zu ihr zurückkehrte, räusperte er sich so laut, daß das Mädchen es wohl hören mußte. Sie sollte nicht wissen, daß er sie in ihrem Schmerze belauscht hatte.

Als er in den Eingang der Laube trat, hatte sie sich denn auch aufgerichtet und in aller Hast die Tränenspuren von ihrem Antlitz zu tilgen gesucht. Sie hatte offenbar einen anderen erwartet; denn als sie ihn erkannte, leuchtete es für einen Moment freudig in ihren Augen auf. Freilich erlosch der Glanz sogleich wieder, um dem vorigen müden und traurigen Ausdruck Platz zu machen.

„Grüß di Gott, Toni," sagte sie leise, mit einem schwachen Versuch, zu lächeln. „Was machst denn so früh schon da herunt?"

Der Jäger hatte ihr herzhaft die Hand geschüttelt und setzte sich neben sie.

„I muaß zum Herrn Grafen eini," gab er zur Antwort. „Weil's do a bissel früh war, hab i no a wen'g warten woll'n und bin zu enk eini." Er zupfte verlegen an der grünen Schnur, die den weichen Hemdkragen zusammenhielt. „Ja — a bissel hab i halt mit dir plauschen woll'n."

In die Wangen des Mädchens stieg ein feines Rot. Und ohne auf seine letzten Worte einzugehen, lenkte sie hastig ab:

„Der Herr, der sich drunt die Villa 'kauft hat, war gestern hier. Ob er net amal a Stückl Wild hab'n könnt. I hab eahm g'sagt, daß 'r mit dir red'n muaß, und er laßt di bitt'n, daß d' amal neinschaust zu eahm."

Toni nickte gleichgültig.

„Scho recht — i dank dir schön, Cenzi. Ja, und was i hab sag'n woll'n —" Er mußte sich lange besinnen, was er hatte sagen wollen. Dann aber warf er mit einem energischen Ruck den Kopf zurück, sah dem Mädchen freimütig in die Augen und haschte nach ihrer Hand.

„Siehgst, Cenzi — mir san do allweil guate Freunde g'wen. Da is do recht, wann ma grad heraus red mitanand. Der Wirt hat mir g'sagt, daß du aaf die letzt'n Täg arg traurig g'wen bist. Da hob i mir denkt, dazu is die Freundschaft da, daß ma si beisteht, wann's wo fehlt. Bahst a bissel Vertrauen hast zu mir — na sag mir, was d' hast. 'Leicht könnt i dir helf'n."

Bei seinen ersten Worten schon hatte es um die Mundwinkel der Cenzi gezuckt, und jetzt schluchzte sie fassungslos auf.

„I muaß aa mit an Mensch'n reden dervo — 's druckt mir sunst 's Herz ab," stammelte sie. „I woaß ja eh net, was i tun soll."

Der Toni wartete still, bis sie sich ein wenig beruhigt hatte, und streichelte nur die kleine Hand, die sie ihm willig überließ. Er stellte keine Frage; von selbst begann sie zu erzählen, leise und mit stockender Stimme:

„I hab's no neamd g'sagt hier, z'wegen was i vor an ha'n Jahr von dahoam hab furt müss'n, z'wegen was i unter fremde Leut' 'gangen bin. I hab an — an Bruader —", ihre Stimme dämpfte sich bis zu einem fast unhörbaren Flüstern — „der net gut tut. Vor an halb'n Jahr — hat er — amal — eppas g'stohl'n. Sie hab'n eahn derwischt — und desweg'n hab i furt müass'n von dahoam. 'S hat mi nimmer g'litten unter den Leut'n, die alle darum g'wußt hab'n. Nacha hat mei Bruader — a Straf kriagt — zwoa Monat hat 'r büßen müass'n. Da bin i scho hier g'wen, und zittert hab i Tag und Nacht, daß oans was erfahr'n könnt dervo. Vor an Vierteljohr — is er dann — außikemma. I hab eahm g'schickt, was i hier verdeant hatt' in den drei Monaten, und nach vierzehn Täg hab i an Brief kriagt vo eahm, daß 'r a Stellung g'fund'n hätt in an G'schäft. I bin so froh g'wen — so froh! No amal hat 'r g'schrieb'n, i möcht eahm a bissel Geld schick'n, die Bezahlung war 's erste halbe Johr so schlecht, wann er nacha mehr kriaget, zahlet er mir's z'ruck. Nacha hab i eahm wieder g'schickt, was i mir g'spart hatt'. Und iatzt — gestern fruh — hat 'r mir g'schrieb'n — daß 'r — der Versuchung — wieder unterleg'n is. Dem G'schäft, wo er ang'stellt is, hat 'r Geld g'stohl'n — zwoahundert Mark. Aaf sein flehentliche Bitt'n hat eahm der Besitzer vo dem G'schäft zug'standen, daß er 'n net anzeig'n will, bal er eahm die zwoahundert Mark in drei Tag'n z'ruckzahlt. Wann i eahm das Geld net schickat, nacha wär er verlor'n. Und i — i hab's do net! I ko 's eahm do net schick'n!"

Sie weinte wieder, so trostlos, so fassungslos, daß es den jungen Mann in innerster Seele ergriff. Tiefernsten Antlitzes starrte er vor sich nieder, und es vergingen ein paar Minuten, ehe er erwiderte:

„Gut is, Cenzi, daß d' di mir anvertraut hast. Woaßt, i hab dreitausend Marklln g'erbt, und so zwoatausendfünfhundert hab i no — was i vo mei Vatter selig g'erbt hab, und mei Ersparts. Nacha in Herbst geb i die Jagerei aaf und kaaf mir 'n Bründlhof am See. Sechstausend soll 'r kost'n — viertausend muaß i glei zahln, zwoatausend zum Frühjohr. Fünfhundert fehl'n mir dazu, die kriag i vo mein Bruader, der wo in Münken is, zum Leihn. Siehgst, da ko i dir zwoahundert leicht geb'n; vo die fufzehnhundert, wo i ersch zum Frühjohr brauch. Bis dahin kost's mir leicht z'ruckgeb'n, und wann net — nacha gibt's mir mei Bruader scho. Wirkli, dös gengat guat."

Aber das Mädchen wehrte wie in tiefem Erschrecken ab.

„Na, na — dös geht net! Dös ko i net annehm'n! I derf net!"

„Warum net? — Es is do nua g'liehn. Und vo an guaten Freund —"

„Toni — wann i dös g'wußt hätt', nacha hätt' i dir nix verzählt. Grad vo dir derf i dös net annehm'n. Wann i dir sag'n könnt —"

Sie brach kurz ab. Der Jäger aber sah tief bekümmert aus.

„Grad vo mir kannst's net annehm'n? — Ja, da ko i freili nix zu sag'n. Aber i moan do, daß d' es nehman könnt'st, vo wem's aa kimmt. Denk do, balst dir später amal sag'n müßt'st: i hätt' mei Bruader leicht rett'n könn'n — aber i hab's net tun mög'n, nua weil's akrat der Toni g'wen is, der mir dös Geld hat geb'n woll'n —"

Da beugte sie sich vor, und ehe er es verhindern konnte, küßte sie seine Hand.

„So derfst net red'n," schluchzte sie leise. „Du bist so a guater Mensch, dös is g'wiß — aber i — — wenn i dir nua sag'n könnt — —"

Der Toni hatte die Hand, darauf sie den Kuß gedrückt hatte, rasch zurückgezogen. Sie brannte ihm wie Feuer. Oh, wie gern hätte er das Mädel in seine Arme gerissen, seinen Mund auf die zuckenden roten Lippen gepreßt! Aber das war der rechte Augenblick nicht.

„Balst mir no eppas z' sag'n hast — daß i darüber schweig'n werd', dös wirst mir glaub'n. Aber 's Geld, Cenzi, dös derfst scho g'wiß nehman. Is ja net g'schenkt."

(Fortsetzung folgt).

Denkspruch.

Die Naturwissenschaft hat ein Bewußtsein vom Gesetz an die Stelle einer Neigung zum Wunderbaren gesetzt und die Menschheit gelehrt, die Gottheit mehr mit dem Normalen als mit dem Abnormen in Verbindung zu bringen. H. Lecky.

Ehrliche Finder.

Humoreske von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

An einem schönen Sommersonntag-Morgen stand der cand. med. Herbert Wolffram am Fenster seines Parterrezimmers und schaute mit so sehnsüchtigen Blicken die Straße hinab, wie man in seinen Jahren nur ein teures weibliches Wesen oder einen Geldbriefträger zu erwarten pflegt. Und diesmal mußte es wohl der letztere gewesen sein, dem die sehnsüchtigen Blicke gegolten, denn als die uniformierte Gestalt des Postboten um die Ecke bog, ging es wie ein freudiges Aufleuchten über das Gesicht des jungen Mediziners.

„Schnell, schnell, Herr Postrat!" rief er ihm zu, sobald er in Hörweite war. „Ich habe eine Verabredung und keine Minute mehr zu verlieren."

Aber der Angerufene, statt seinen Schritt zu beschleunigen, schüttelte mit einer Miene wehmütigen Bedauerns den Kopf.

„Nichts da, Herr Doktor! — Vielleicht deshalb, weil die süddeutsche Post wegen Zugverspätung ausgeblieben ist. Hoffentlich kommt's morgen."

Herbert Wolffram sah etwas niedergeschmettert aus, denn er hätte bei seiner grundsätzlichen Abneigung gegen das Schuldenmachen schwerlich den heutigen Ausflug mit seinem Freunde, dem Assessor von Lexow, verabredet, wenn er nicht mit voller Sicherheit auf den pünktlichen Eingang seines Monatswechsels gerechnet hätte. Aber am Ende war die Sache ja nicht weiter tragisch. Lexow war ein Nabob, der ihm mit Vergnügen aushelfen würde, und das Peinliche für Wolffram war nur die ungewohnte Notwendigkeit, ihn um solche Gefälligkeit anzugehen. Er überzählte seine Barschaft und stellte fest, daß sie noch aus beiläufig fünf Mark bestand. Das war ungefähr genug, um die Fahrt nach Lindenhof zu bezahlen. Um ein paar Zehnmarkstücke also würde er den guten Assessor jedenfalls anpumpen müssen. Aber er wollte mit dem fatalen Anliegen unter allen Umständen warten, bis sie an Ort und Stelle waren. Es hätte doch einen gar zu schlechten Eindruck gemacht, wenn er es gleich bei der ersten Begrüßung vorgebracht hätte.

Als er den Freund vor dem Bahnhofsgebäude erblickte, ging er denn auch mit der unbefangensten Miene von der Welt auf ihn zu und da Lexow auf seine Frage erklärte, daß er noch keine Fahrkarten gelöst habe, erbot er sich sogar mit besonderem Eifer, das statt seiner zu tun, wie wenn er sich durch diesen kleinen Dienst einen gewissen Anspruch auf seine Dankbarkeit erwerben wollte. Zu Rückfahrkarten reichte es allerdings nicht aus, denn die Billetts kosteten genau fünf Mark, aber das spielte ja weiter keine Rolle. Für die Heimfahrt wie für alle weiteren Ausgaben würde eben der Assessor sorgen müssen.

In heiterstem Gespräch legten sie die Fahrt zurück und schritten frohgemut in den gleich hinter der Station Lindenhof beginnenden Wald hinein, auf einem nur wenigen Ausflüglern bekannten Wege, der denn auch zu ihrer lebhaften Genugtuung ganz menschenverlassen war. In dem auf der Höhe gelegenen Restaurant „Zur schönen Aussicht", das wegen seiner trefflichen Küche und seines vorzüglichen Rheinweins berühmt war, gedachten sie ein opulentes Frühstück einzunehmen. Und ehe sie es erreicht hätten, wollte der junge Mediziner natürlich dem Freunde seine Mittellosigkeit beichten.

Er war in einiger Verlegenheit, wie er die rechte Anknüpfung dazu finden sollte. Da ereignete sich etwas Unerwartetes, das ihm die Sache gewaltig erleichterte. Seine scharfen Augen erspähten nämlich mitten auf dem Wege einen Gegenstand, den sie sogleich als ein sehr elegantes und zierliches Damenportemonnaie erkannten, und er besann sich natürlich nicht, das Fundstück aufzuheben.

„Donnerwetter, wie gewichtig!" sagte er. „Wir wollen doch sehen, ob es sich dabei nicht etwa bloß um eine Vorspiegelung falscher Tatsachen handelt."

Er drückte auf das Schloß und sein Verdacht gegen die Verliererin erwies sich als sehr ungerechtfertigt, denn das Geldtäschchen enthielt außer mehreren Silbermünzen eine ganze Anzahl blinkender Goldstücke.

„Alle Achtung! — Diese junge Dame scheint ja eine glänzende Partie zu sein," scherzte er. „Und da steckt auch eine Visitenkarte: Melitta Schönborn, Parkstraße 8. — Na, da wissen wir ja gleich, wo wir den kostbaren Fund morgen abzuliefern haben."

„Melitta Schörnborn?" meinte der Assessor nachdenklich. „Mir ist's, als müßte ich den Namen schon gehört haben. Aber das arme Mädchen wird sicherlich in nicht geringer Sorge sein. Jedenfalls müssen wir gleich nach unserer Heimkehr in der Parkstraße vorsprechen, damit sie so bald als möglich beruhigt werde."

„Meinetwegen! — Aber weißt du auch, Lexow, daß ich diesen Fund als ein Gnadengeschenk des Himmels betrachten würde, wenn ich nicht einen Krösus wie dich an meiner Seite hätte? Da mein Wechsel ausgeblieben ist, besteht meine Barschaft in diesem Augenblick nämlich aus wohlgezählten fünfzehn Pfennigen."

Mit einer Miene größter Bestürzung blieb der Assessor stehen.

„Unglücklicher! — Und das sagst du erst jetzt? — Du besitzest in all deiner Armut immer noch fünfzehn Pfennige mehr als ich. Ich entdeckte nämlich vorhin auf dem Bahnhofe, daß ich mein Portemonnaie zu Hause habe liegen lassen. Und ich verließ mich darauf, daß du mir gerne aushelfen würdest. Da bleibt uns also nichts anderes übrig, als mit dem nächsten Zuge zurückzufahren."

„Als wenn das so einfach wäre! — Ich habe ja nur einfache Fahrkarten gelöst, und die Eisenbahn wird uns schwerlich auf Kredit befördern. Es wäre eine nette Situation, wenn der Himmel in seiner Huld uns nicht diesen Fund beschert hätte."

„Wie meinst du das? — Du denkst doch nicht etwa daran, etwas von diesem fremden Gelde zu nehmen?"

„Warum denn nicht? — Bist du nicht in der Lage, es unmittelbar nach unserer Heimkehr zu ersetzen?"

„Allerdings. Aber es bliebe trotzdem eine glatte Fundunterschlagung."

„Ach, Unsinn! Wenn dein juristisches Gewissen sich dadurch beschwert fühlt, so nehme ich das Verbrechen auf mich. Fräulein Melitta kann froh sein, daß ihr Eigentum nicht in andere Hände gefallen ist, als in die unsrigen. Und ich würde bei der Rückgabe sogar nicht einmal Bedenken tragen, ihr zu beichten, aus einer wie großen Verlegenheit sie uns durch ihre Nachlässigkeit geholfen hat."

Der Assessor hatte zwar noch allerlei Bedenken, aber sein lustiger Gefährte wußte sie zu verscheuchen. Und dann blieb ihnen ja auch in Wahrheit kaum etwas anderes übrig, als sich den glücklichen Zufall zunutzen zu machen. Eine Viertelstunde später saßen sie in bester Laune oben auf der Terrasse des Restaurants „Zur schönen Aussicht", hatten ein reichliches Dejeuner dinatoire und eine Flasche guten Rüdesheimer bestellt und ließen, als man ihnen das Verlangte servierte, ihre Gläser fröhlich auf die Gesundheit des Fräulein Melitta Schönborn zusammenklingen.